

DOKUMENTE DES Fortschritts INTERNATIONALE REVUE

**HERAUSGEGEBEN VON PROF: RODOLPHE
BRODA: PARIS IN VERBINDUNG MIT
DR: HERMANN BECK: BERLIN UND
ERICH LILIENTHAL: BERLIN + VER-
LEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN: W 35**

**JÄHRLICH 11 HEFTE FÜR 10 MARK
PREIS DES EINZELHEFTES 1 MARK**

**AUSGEGEBEN ANF: JANUAR 1910
3. JAHR 1. HEFT**



**BERN
HARD**

INHALT:

DIESES HEFT BESCHÄFTIGT SICH VORNEHMLICH
MIT PROBLEMEN DER SOZIALHYGIENE.

NACHDRUCK VON ARTIKELN IST MIT QUELLENANGABE GESTATTET

ABHANDLUNGEN:

PROF. DR. R. BRODA, PARIS: AN UNSERE LESER!	3
DR. N. R. AF URSIN, VIZEPRÄSIDENT DES FINNISCHEN LANDTAGS: DIE ALKOHOLFRAGE IN DER FINNISCHEN VOLKSVER- TRETUNG	12
HENRI SCHMIDT, MITGLIED DES FRANZÖSISCHEN PARLEMENTS: DIE BEWEGUNG FÜR EIN GESETZLICHES ABSINTHVERBOT IN FRANKREICH	18
DR. JULIUS DEUTSCH, WIEN: DIE ARBEITER-ANTIALKOHOLBE- WEGUNG IN ÖSTERREICH	20
DR. ERNST SCHULTZE, HAMBURG-GROSSBORSTEL: DER KAMPF GEGEN DIE RAUCHPLAGE IN CHICAGO	22
ANNA BAADER, ZEHLENDORF: UNBEACHTETES VON DER FÜR- SORGEERZIEHUNG	25
DR. RUDOLF LUDW. ARNOLD, STUTTGART: DIE KOSTEN DES HEILVERFAHRENS IN DER INVALIDENVERSICHERUNG	27
G. KOEPPER, KOBLENZ: KRANKENKASSEN FÜR SELBSTÄNDIGE HANDWERKER	30
INGENIEUR OTTO GRAF: DIE IM DEUTSCHEN REICH GEPLANTE HINTERBLIEBENENVERSICHERUNG (WITWEN- UND WAISEN- VERSICHERUNG)	32

CHRONIK DER SOZIALHYGIENISCHEN ENTWICKLUNG

34

RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS:

RODOLPHE BRODA, PARIS: DIE BEWEGUNG FÜR GESETZLICHES VERBOT ALKOHOLISCHER GETRÄNKE	41
---	----

KORRESPONDENZEN:

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG	47
-------------------------------	----

ERICH LILIENTHAL, BERLIN: DIE ANTIPATHIE GEGEN BERLIN. — TOUGAN-BARANOVSKI,
ST. PETERSBURG: LEHREN DER RUSSISCHEN INDUSTRIEKRISE (51). — H. WALTER,
LONDON: ENGLANDS SOZIALPOLITIK (53). — SIR EDM. R. PEASE, LONDON: DAS NEUE
ENGLISCHE GESETZ ÜBER MINIMALLÖHNE IN DER HAUSINDUSTRIE (57). — CHRONIK (60).

POLITISCHE ENTWICKLUNG	67
------------------------------	----

ALFRED HOLD STONE, WASHINGTON: DIE RASSENFRAGE IN AMERIKA.

TECHNISCHER UND WISS. FORTSCHRITT	71
---	----

MORALISCHE UND RECHTSENTWICKLUNG:	75
---	----

PROF. LUDWIG GURLITT, STEGLITZ: „ERSTER KULTURTAG“ IN BERLIN. — W. T. STEAD,
LONDON: EIN VERSUCH, SPIRITISTISCHE IDEEN PRAKTISCH AUSZUNUTZEN (76). —
CHRONIK (79).

UMSCHLAG UND AUSSTATTUNG ZEICHNETE
LUCIAN BERNHARD, BERLIN.

AN UNSERE LESER!



N unserer Dezemberrnummer haben wir das Programm des neubegründeten Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen auseinanderzusetzen gesucht und zur Ergänzung auf die Januarnummer verwiesen.

Inzwischen haben unsere Arbeiten den erwünschten Fortgang genommen und sind wir nunmehr in der Lage, mit Bestimmtheit anzukündigen, daß im Jahre 1910 eine internationale Enquete über die Rolle der Gewalt in den Konflikten des modernen Lebens veranstaltet werden wird und zwei Monographien zur Herausgabe gelangen über:

1. Das moderne Proletariat. Eine sozial-psychologische Studie.
2. Industriekonstitutionalismus in Australien.

Auch unser Vortragsprogramm konnte inzwischen zusammengestellt werden und lassen wir dasselbe im nachstehenden folgen.

Im Jahre 1910 werden sprechen:

In Berlin:

- I. Emil Vandervelde, Mitglied des belgischen Parlaments:
Resultate des Proportionalwahlrechts in Belgien,
Das Kongo-Problem.
- II. Paul Loyson, Paris (dramatischer Schriftsteller, Verfasser des Stückes: Ames ennemies):
Soziale Kunst in Frankreich,
Religiöse Krise in Frankreich.
- III. Dr. Scié-toh-Fa, Präfekt des Chinesischen Reiches, Nanking:
Weltliche Schule in China.
- IV. Mr. Is. Polako, Präsident der „Société de la morale de la nature“:
Resultate des Moralunterrichts in den französischen Schulen.
- V. Dr. Erich Veidl, Wien:
Munizipalsozialismus in Wien.
- VI. Dr. Ferdinand Marek, Brünn:
Sozialversicherung in Österreich.
- VII. Roman Streltsov, Halensee:
Soziale Entwicklung in Rußland.
- VIII. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industrie-Konstitutionalismus in Australien,
Die religiöse Weltkrise,
Ergebnisse des Frauenstimmrechts in Finnland und Australien,
Konfessionslose Schule in Frankreich.
- IX. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich,
Französisches Künstlerleben.

In Hamburg:

- I. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industriekonstitutionalismus in Australien,
Ergebnisse des Frauenstimmrechts in Finnland und Australien.

- II. Dr. Erich Veidl, Wien:
Munizipalsozialismus in Wien.

In Frankfurt a. M.:

- I. Abbé Naudet, Paris (ein Führer der liberalen Katholiken Frankreichs):
Trennung von Kirche und Staat in Frankreich,
Christlicher Sozialismus in Frankreich.
- II. Mr. Is. Polako, Präsident der „Société de la morale de la nature“:
Resultate des Moralunterrichts in den französischen Schulen.
- III. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industriekonstitutionalismus in Australien,
Ergebnisse des Frauenstimmrechts in Finnland und Australien.
- IV. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich.

In Stuttgart:

- I. Emil Vandervelde, Brüssel:
Ergebnisse des Proportionalwahlrechts in Belgien,
Das Kongo-Problem.
- II. Abbé Naudet, Paris:
Christlicher Sozialismus in Frankreich.
- III. Mr. Is. Polako, Präsident der „Société de la morale de la nature“:
Resultate des Moralunterrichts in den französischen Schulen.
- IV. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industriekonstitutionalismus in Australien,
Religiöse Weltkrise,
Indiens Erwachen.
- V. Dr. Veidl, Wien:
Munizipalsozialismus in Wien.
- VI. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich.
- VII. F. R. Farley, London:
Staatsbürgerversorgung in England.

In Karlsruhe:

- I. Abbé Naudet, Paris:
Trennung von Kirche und Staat in Frankreich,
Christlicher Sozialismus in Frankreich.
- II. Mr. Is. Polako, Paris:
Resultate des Moralunterrichts in den französischen Schulen.
- III. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industriekonstitutionalismus in Australien,
Was die Völker voneinander lernen können,
Ergebnisse des Frauenstimmrechts in Finnland und Australien.

IV. Dr. Veidl, Wien:
Municipalsozialismus in Wien:

V. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich.

In Heidelberg:

I. Prof. Dr. Broda, Paris:
Was die Völker voneinander lernen können.

In München:

I. Emil Vandervelde, Mitglied des belgischen Parlaments:
Resultate des Proportionalwahlrechts in Belgien,
Das Kongo-Problem.

II. Abbé Paul Naudet, Paris:
Trennung von Kirche und Staat in Frankreich,
Christlicher Sozialismus in Frankreich.

III. Paul Loyson, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich,
Religiöse Krise in Frankreich.

IV. R. P. Farley, London:
Staatsbürgerversorgung in England,
Die Settlement-Bewegung in England.

V. Dr. Scié-ton-Fa, Nanking:
Weltliche Schule in China.

VI. Dr. Erich Veidl, Wien:
Municipalsozialismus in Wien.

VII. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industriekonstitutionalismus in Australien,
Religiöse Weltkrise,
Das Transportmittel-Problem der Großstadt,
Konfessionslose Schule und Moralunterricht in Frankreich.

VIII. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich,
Die Künstler Frankreichs und ihr Seelenleben.

IX. Louis Marin, Abgeordneter, Paris:
Die französische Demokratie.

In Dresden:

I. Paul Loyson, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich,
Religiöse Krise in Frankreich.

II. Mr. Is. Polako, Paris:
Resultate des Moralunterrichts in den französischen Schulen.

III. Dr. Erich Veidl, Wien:
Municipalsozialismus in Wien.

- IV. Dr. Ferdinand Marek, Brünn:
Sozialversicherung in Österreich.
- V. Prof. Dr. Broda, Paris:
Industriekonstitutionalismus in Australien,
Konfessionslose Schule und Moralunterricht in Frankreich.
- VI. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich.

In Wien:

- I. Emile Vandervelde, Brüssel:
Resultate des Proportionalwahlrechts in Belgien,
Lösung der nationalen Frage in Belgien.
- II. Abbé Paul Naudet, Paris:
Trennung von Kirche und Staat in Frankreich,
Christlicher Sozialismus in Frankreich.
- III. Paul Loyson, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich,
Religiöse Krise in Frankreich.
- IV. Dr. Scié-ton-Fa, Präfekt des chinesischen Reiches (Nanking):
Die konfessionslose Schule in China.
- V. Prof. Unold, München:
Die monistische Bewegung in Deutschland.
- VI. Mr. Is. Polako, Paris:
Resultate des Moralunterrichts in den französischen Schulen.
- VII. Mr. R. P. Farley, London:
Staatsbürgerversorgung in England,
Die Settlement-Bewegung in England.
- VIII. Prof. Dr. Broda, Paris:
Antistreik-Gesetzgebung in Kanada und Neuseeland,
Konfessionslose Schule und Moralunterricht in Frankreich,
Sozialversicherung im Auslande,
Länder ohne Trunksucht,
Jung-China,
Resultate des Frauenstimmrechts in Finnland und Australien,
Die religiöse Weltkrise.
- IX. Dr. Erich Veidl, Wien:
Die Marokko-Krise.
- X. D. Alf. Agache, Paris:
Soziale Kunst in Frankreich,
Französisches Künstlerleben.
- XI. Louis Marin, Paris:
Französische Demokratie.

In Brünn:

- I. Professor Unold, München:
Die monistische Bewegung in Deutschland.

II. Prof. Broda, Paris:

Industriekonstitutionalismus in Australien,
Die Sozialversicherung in den verschiedenen Ländern.

In Graz:

I. Prof. Unold, München:

Die monistische Bewegung in Deutschland.

II. Prof. Dr. Broda, Paris:

Industriekonstitutionalismus in Australien,
Konfessionslose Schule und Moralunterricht in Frankreich,
Indiens Erwachen.

In Paris:

I. Eduard Bernstein, Berlin:

L'assurance sociale en Allemagne,
Le mouvement socialiste en Allemagne.

II. Dr. David, Membre du Reichstag allemand:

La nationalisation des monopoles en Allemagne.

III. Dr. Arnold, Stuttgart:

La protection légale des travailleurs en Allemagne.

IV. Deshumbert, Londres:

Le Mouvement éthique en Angleterre.

V. Prof. Geddes, Londres:

La grande ville de demain.

VI. Prof. Dr. Broda:

Le constitutionnalisme dans l'industrie en Australie,
Les résultats du suffrage des femmes en Finlande et en Australie,
La crise du mariage,
Le réveil de l'Inde.

VII. Dr. Erich Veidl, Vienne:

Le socialisme municipal à Vienne.

VIII. Dr. Beck, Berlin, Directeur de l'Institut International de technobibliographie:

Problèmes de bibliographie.

IX. M. Baclesse:

Organisation de la bibliographie scientifique et professionnelle.

X. Mr. Is. Polako:

L'avenir économique de la Turquie.

XI. Dr. Scié-ton-Fa, Nanking:

L'école laïque en Chine.

XII. Prof. Milhaud, Genève:

La nationalisation des mines,

XIII. Dr. Ohr, Munich:

Le nouveau libéralisme en Allemagne.

In Brüssel:

- I. Abbé Naudet, Paris:
La séparation des églises et de l'Etat en France,
Le socialisme chrétien en France.
- II. Dr. Scié-ton-Fa, préfet hors cadres de l'empire chinois
(Nankin):
L'école laïque en Chine.
- III. Mr. Is. Polako, président de la société de la Morale de la Nature:
Résultats de l'enseignement moral dans les écoles françaises.
- IV. Rodolphe Broda, Paris:
Le constitutionalisme dans l'industrie australienne,
La crise universelle des religions,
La suppression de l'alcool,
L'école laïque et l'enseignement moral en France.

In Genf:

- I. Abbé Naudet, Paris:
La séparation des églises et de l'Etat en France,
Le socialisme chrétien en France.
- II. Ed. Bernstein, Berlin:
Nouvelles tendances économiques en Allemagne.
- VIII. Dr. Veidl, Vienne:
Le socialisme municipal à Vienne.
- IV. Rodolphe Broda, Paris:
Le constitutionalisme dans l'industrie australienne,
La crise universelle des religions,
Le réveil de l'Inde,
Résultats du suffrage des femmes en Finlande et en Australie.

In Madrid:

- Dr. Erich Veidl, Vienne:
Le rôle de la cour d'arbitrage de la Haye dans les conflits internationaux des dernières années.

In Porto (Portugal):

- Dr. Erich Veidl, Vienne:
Le rôle de la cour d'arbitrage de la Haye dans les conflits internationaux des dernières années.

In Rom.

- Dr. Regnault, Paris:
Le problème du reboisement.

In Florenz:

- Dr. Regnault, Paris:
Le problème du reboisement.

In Mailand.

- Dr. Erich Veidl, Vienne:
Socialisme municipal à Vienne.

In London: .

- I. Emil Vandervelde, Brüssel:
The Congo Problem,
The results of proportional representation in Belgium.
- II. Abbé Naudet, Paris:
The Distabishment of the Church in France,
Christian Socialism in France.
- III. Mr. Is. Polako, Paris, President of the 'Société de la morale de la nature':
The results of moral Instruction in France.
- IV. Mlle. Madeleine Pelletier, Paris, President of the 'Société de la Solidarité des femmes':
The women suffrage Movement in France.
- V. Dr. Erich Veidl, Wien:
Municipal Socialism in Vienna.
- VI. Eduard Bernstein, Berlin:
Social Assurance in Germany,
Socialist Movement in Germany.
- VII. S. M. Perlmann, Tientsin:
The assimilation of the Jews in China.
- VIII. Rodolphe Broda, Paris:
Social assurance in Germany, Austria and Denmark,
Results of Women Suffrage in Finnland,
Popular Universities in Norway and France,
The ethical movement in France,
Co-operative Societies in France.

Wir erlauben uns nochmals, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß alle Abonnenten der Zeitschrift, mögen sie nun direkt an unser Hauptbureau Rue Claude Bernard 59 den Jahresbeitrag von 10 Mark einsenden oder im Wege des Buchhandels für den gleichen Preis abonnieren, zu allen Vorträgen unseres Instituts freien Zutritt haben. Diejenigen, die durch den Buchhandel abonniert haben, deren Name und Adresse uns daher unbekannt sind, mögen uns diesen gefl. an unser Hauptbureau angeben, damit wir ihnen Einladungskarten zu unentgeltlichem Besuche der Vorträge einsenden können.

Außerdem wollen wir nochmals darauf hinweisen, daß der Jahresbeitrag zu unserem Institut — 15 Mark für Deutschland, 18 Kronen für Österreich, 18 Mark für das Ausland — direkt an unser Hauptbureau, Institut des Documents du Progrès, 59 Rue Claude Bernard, Paris, zu senden ist daß dieses Abonnement das Bezugsrecht für die Revue und freien Zutritt zu den Vorträgen miteinschließt sowie darüber hinaus das Recht zum Bezuge aller vom Institute herausgegebenen Monographien und Enqueten gewährt. Auch sind diese unsere Abonnenten berechtigt, sich um Auskunft über soziale und kulturelle Erfahrungen irgendwelchen Landes an unser Hauptbureau, 59 Rue Claude Bernard, Paris, zu wenden und wird ihnen solche unentgeltlich erteilt werden. Ebenso stehen mehrere 100 wissenschaftliche, soziale

und ökonomische Revuen Frankreichs, Deutschlands, Englands, Italiens usw., die auf unserem Hauptbureau einlaufen, zur Verfügung unserer Abonnenten, derart, daß jeder etwa fünfmal im Jahre die Verleihung irgendeiner Nummer fordern darf. Sofern sich dieselbe in unserm Archive befindet, wird dem Wunsche sofort entsprochen werden. Die Rücksendung hat längstens innerhalb vier Wochen zu erfolgen.

Diejenigen unserer Leser, die bisher unsere Zeitschrift durch den Buchhandel bezogen haben und diesen Bezug auch in Zukunft beizubehalten wünschen, zugleich aber doch der sonstigen Vorteile des Instituts-Abonnements teilhaftig zu werden wünschen, wollen uns gefl. 1. die Abonnementsbescheinigung ihres Buchhändlers (Zahlung von 10 Mark) und 2. den Betrag von 7 Mark an unser Hauptbureau übermitteln.

Unser internationaler Ehrenausschuß hat sich durch den Beitritt von weiteren Persönlichkeiten ergänzt, und kann jetzt die nachstehende vollständige Liste folgen.

Deutschland:

Dr. Lamprecht, Professor an der Universität zu Leipzig,
Dr. W. Ostwald, Professor an der Universität zu Leipzig,
Dr. W. Toennies, Professor an der Universität zu Kiel.
Graf von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde,
Kammergerichtsrat Dr. Meyer, Berlin,
Dr. v. Liszt, Professor an der Universität zu Berlin,
Dr. Hermann Beck, Direktor des internationalen Instituts für Sozialbibliographie, Berlin,
Eduard Bernstein, Berlin,
Dr. David, Mitglied des Reichstags, Berlin,
Georg Gothein, Bergrat, Mitglied des Reichstages,
Paul Göhre, Zehlendorf,
Professor Unold, Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes, München,
Erich Lilienthal, Herausgeber der Dokumente des Fortschritts.

Österreich-Ungarn:

Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsident des Reichsrats, Wien,
Freiherr von Hock, Mitglied des Reichsrats und Hofrat am Verwaltungsgerichtshof, Wien,
Dr. Heilingner, Mitglied des Reichsrats,
Baronin Berta von Suttner, Wien,
Dr. Karl Grünberg, Professor an der Universität Wien,
Dr. Emil Reich, Professor an der Universität Wien,
Professor Vambéry, Professor an der Universität Budapest.

Frankreich:

Paul Deschanel, Mitglied der französischen Akademie, ehem. Präsident des Parlaments, Paris,
Anatole France, Mitglied der französischen Akademie,
Jean Richepin, Mitglied der französischen Akademie,
Charles Richet, Professor an der Universität Paris,
Baron d'Estournelles de Constant, Senator,

Maurice Faure, Senator,
Ferdinand Buisson, Parlamentsmitglied, Paris,
Marcel Sembat, Parlamentsmitglied, Paris,
Louis Marin, Parlamentsmitglied, Paris,
Marcel Régnier, Parlamentsmitglied, Paris,
Victor Marguerite, Ehrenpräsident der französischen Schriftstellervereinigung,
Paris,
Paul Marguerite, Paris,
Joseph Bergeron, Generalsekretär des Collège libre des sciences sociales,
Emil Corra, Président de la Société positiviste internationale,
Prof. Dr. Broda, Herausgeber des Documents du Progrès.

Belgien :

Emil Vandervelde, Parlamentsmitglied, Brüssel.

Italien :

Lino Ferriani, Generalprokurator, Como,
Alessandro Schiavi, Mailand.

Spanien :

Nicolas Salmeron y Garcia, Madrid.

Portugal :

Angelo Vaz, Porto.

Südamerika :

Dr. Jaguaribe, Rio de Janeiro, ehemal. Mitglied des brasilianischen Parlaments.

England ?

Th. Lough, Staatsminister,
M. Maddison, Mitglied des britischen Parlaments,
Philip Snowden, Parlamentsmitglied,
Sidney Webb, Mitglied des Londoner Grafschaftsrats,
W. T. Stead, Herausgeber der 'Review of Reviews',
Patrik Geddes, Professor an der Universität in Aberdeen,
Sir John Cockburn, ehemal. Ministerpräsident von Südaustralien, London,
Ramsay Macdonald, Parlamentsmitglied.

Rußland :

Professor Kowalewsky, Mitglied des Reichsrats, Petersburg,
Dr. R. Blank, Herausgeber der Saprossi Schisni, Petersburg,
J. Nowicow, Odessa.

Skandinavien und Finnland :

Dr. Castberg, Staatsminister, Christiania,
Dr. von Ursin, Abo, Vizepräsident des finnischen Landtags,
Fräulein Hilja Persinnen, Mitglied des finnischen Landtags, Helsingfors,
Dr. Grotenfels, Professor an der Universität Helsingfors,
Dr. Ehrenrooth, Helsingfors.

Schweiz:

M. Sigg, Abgeordneter, Genf,
Dr. Forel, ehemal. Professor an der Universität Zürich,
Dr. Milhaud, Professor an der Universität Genf.

Türkei:

Ahmet Midhat Effendi, Konstantinopel.

Indien:

Ramananda Chatterjee, Herausgeber der „Modern Review“, Calcutta,
J. Sriramulu, Rajamandri.

China:

Dr. Scié-ton-Fa, Präfekt, Nanking.

Japan:

Dr. Sonoda, Präsident der Universität in Kyoto,
Dr. Sakunoshin Motoda, Tokio,
Sowan Chikusa, Kioto.

Neuseeland:

Sir Robert Stout, ehemal. Ministerpräsident von Neuseeland, Wellington.

Australien:

J. Hutchinson, ehemal. Minister, Melbourne,
Oberst Reay, Melbourne.

Paris, im Dezember 1909.

Rodolphe Broda.



DR. N. R. AF URSIN, VIZEPRÄSIDENT DES FINNISCHEN
LANDTAGS: DIE ALKOHOLFRAGE IN DER FINNI-
SCHEN VOLKSVERTRETUNG.



IS zum Jahre 1906 hatte Finnland eine mittelalterliche Vertretung nach vier Ständen, die von Schweden herübergenommen war, wo sie auch erst im Jahre 1866 durch das jetzige Zweikammersystem ersetzt wurde. Versuche, die alte Verfassung zu erneuern, wurden mehrfach gemacht und auch teilweise durchgesetzt, aber erst die „unblutige Revolution“ vom Jahre 1905 brachte eine durchgreifende Veränderung. Der Ständelandtag repräsentierte nur die kleine Zahl von etwa 170000 Menschen bei einer Gesamtzahl von etwa 3 Millionen Einwohnern im ganzen Lande; die neuen Wahlen ergaben 1274126 Wahlberechtigte oder (die Wählerlisten waren nach dem Bestande vom Jahre 1905

errichtet) 45,9 % der ganzen Bevölkerung. Man war also von etwa 6 % bis etwa 46 % hinaufgestiegen. Und doch hatte die finnische Regierung alle 21- bis 24-Jährigen ausgeschlossen, d. h. etwa 170000 Bürger oder ebenso viel, wie früher die Wählerzahl der ganzen finnischen Volksvertretung ausgemacht hatte. An der ersten Wahl nahmen beinahe 900000 oder 70 % teil, die Frauen mit ebenso großer Begeisterung wie die Männer. Wenn man dies in Rechnung setzt und noch den Umstand, daß in die einzige Kammer — ein „Oberhaus“ gibt es nicht — 80 Sozialdemokraten oder 40 % gewählt wurden, ist es sehr erklärlich, daß durch die Verfassungsreform ein starker Zug zu sozialen Neuerungen in die finnische Gesetzgebung kommen mußte. Daß jedoch verhältnismäßig wenig fertig geworden ist, hängt mit der Tatsache zusammen, daß die neue Volksvertretung — besonders wegen des sogenannten großen Ausschusses, einer Nachbildung des norwegischen „Lagtinget“ — sehr langsam arbeitet und die Sitzungsperiode nur drei Monate dauert.

Von den sozialpolitischen Gesetzen, die in der nach dem neuen Wahlgesetz gewählten Volksvertretung fertiggestellt worden sind, verdient vor allem das Alkoholgesetz eine besondere Beachtung.

Nach dem Gesetz von 1800 hatte jeder Gutsbesitzer, auch der einfachste Bauer, das Recht, Branntwein zu eigenem Bedarf und zum Verkauf herzustellen. Natürlich war der Konsum hierdurch recht beträchtlich gewachsen: schließlich 20 Liter pro Einwohner. Man fing an, die schlechten Folgen dieser Freiheit einzusehen: eine Temperenzgesellschaft mit reformatorischen Zielen trat im Jahre 1860 ins Leben, und die Freiheit der Alkoholerzeugung wurde im Jahre 1865 durch die Volksvertretung in der Weise eingeschränkt, daß die Herstellung von Branntwein nur in besonderen Fabriken erlaubt wurde, deren Bau sogar von den Landgemeinden verweigert werden konnte — was auch recht bald überall geschah. Aber die verbesserten Kommunikationen brachten die alkoholischen Getränke sehr leicht von den Städten auf das platte Land hinaus, und der Verbrauch der schwächeren Sorten, besonders des Bieres, nahm in entsprechender Proportion zu, je strenger man in bezug auf die stärkeren verfuhr. Die Temperenzgesellschaften suchten einen innern Gesinnungswandel herbeizuführen — wie in England und anderswo —, nur mit sehr bescheidenem Erfolg. Die Volksvertretung, in der es viele Anhänger der Alkoholfabrikanten gab, ging nur auf kleine, verhältnismäßig unbedeutende Änderungen in der Alkoholgesetzgebung ein: So machte man zum Beispiel im Jahre 1885 einen vergeblichen Versuch in der Richtung von „local option“. Zuletzt im Jahre 1898 brach der Sturm in den tiefen Schichten des Volkes aus: man organisierte sich zu einem großen Streik gegen alle Alkoholgetränke, der 70000 Männer und Frauen umfaßte. Man kam zu einem Kongreß in demselben Jahre zusammen, auf dem für ein absolutes gesetzliches Verbot aller alkoholischen Getränke 160000 Namen und offizielle Einwilligungen von 305 Gemeinden (es gibt etwa 500 in Finnland) gesammelt wurden. Und im Jahre 1899 wurde das ausnahmslose Verbot aller alkoholischen Getränke in das Programm der neugegründeten sozialdemokratischen Partei aufgenommen.

Aber alles das verhinderte die Volksvertretung nicht, im Jahr 1900 eine auf Einschränkung des Alkoholgebrauches hinzielende Petition einfach abzulehnen. Die Regierung fand es jedoch angebracht, eine Kommission im Jahre 1904 einzusetzen, um die Sache einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Die Kommission gab ihr Gutachten dahin ab, dass „local

option“ in den Städten und vollständiges Verbot auf dem Lande zu erstreben sei; der Verkauf sollte, wenn er stattfände, einer oder mehreren gemeinnützigen Gesellschaften ausschließlich übergeben werden. Aber die konservativen Elemente in der alten Standesvertretung waren unerbittlich: auch die Volksvertretung von 1904/05 lehnte einen diesbezüglichen Antrag ab.

Dann kam die Revolution im Jahre 1905. Das finnische Volk dachte jetzt nur an ein allgemeines Verbot aller alkoholischen Getränke, aber die Regierung sann dessenungeachtet nur auf eine „Local option bill“. Volk und Regierung standen entschieden gegeneinander. Anträge für ein Totalverbot wurden, der in Vorbereitung stehenden Regierungsvorlage zum Trotz, der neuen Volksvertretung im Jahre 1907 in Masse übergeben. Alle Parteien, mit Ausnahme der schwedischen, die nur 12 % des Landtags ausmachte (und nicht einmal einig war) wetteiferten in dieser Beziehung. Man wollte von keiner „Local option“ mehr wissen. Die recht mißlungenen Versuche in Norwegen und Amerika — sogar die staatlichen Verbote im letztern Lande können ja angesichts der freien Einfuhr von anderen Staaten nur als Lokalooption aufgefaßt werden — schreckten von diesem Prinzip ab: eine Gemeinde würde hierdurch nur auf Kosten anderer bereichert werden. Die Gegner suchten mit der „Schmuggelei“ zu schrecken: man antwortete, daß das Verbot von 1865 sehr eingreifend war, und doch hat allmählich die Schmuggelei fast ganz aufgehört, was jetzt viel leichter ist, da die tiefen Schichten des Volkes das Verbot (im Gegensatz zum Jahre 1865) allgemein unterstützen und billigen. Auch die Hinweisung auf eine allgemeine Erziehung zur Temperenz ohne Zwang, d. h. Gesetzesmaßregeln, lehnte man mit Hinweisung auf England ab. Großes Gewicht wurde besonders von gegnerischer Seite auf die mit auswärtigen Mächten geschlossenen Handelsverträge gelegt. Diese Seite wurde ziemlich sorgfältig geprüft. Aber man fand keine Bestätigung in den einschlägigen Verträgen. So besagt z. B. der Vertrag mit Frankreich von 1. IV. 1874 (mit Zusatz von 29. IX. 1905), daß Einschränkungen jeder Art gesetzlich von jedem der beiden kontrahierenden Staaten eingeführt werden können, wenn sie alle auswärtigen Länder treffen („applicables à tous, les étrangers en général; „ni frappés de surtaxes ou de prohibition dont ne soient atteints les produits similaires de tout autre pays“). Diese Auffassung wurde auch im Jahre 1906 von dem russischen Handelsminister in einem Communiqué an die französische Regierung vertreten. Außerdem ist schon seit Jahrzehnten der Import von Branntwein nach Finnland verboten, aber nach Rußland gestattet, das auch sonst einen eigenen von demjenigen Finnlands ganz verschiedenen Zolltarif hat.

Wenn man dies beachtet und noch mehr, daß kein absolutes Einfuhrverbot in Rede steht, sondern nur, daß der finnische Staat ein Einfuhrmonopol bekommen soll (freilich nur zu wissenschaftlichen, medizinischen und technischen Zwecken), muß unbedingt zugegeben werden, daß Finnland auch nach den mit auswärtigen Mächten geschlossenen Handelsverträgen vollkommen berechtigt ist, näher zu bestimmen, wie die alkoholartigen Getränke innerhalb seiner Grenzen zu verwenden sind, vorausgesetzt, daß in bezug auf die Einfuhr derselben alle auswärtigen Mächte gleichgestellt sind. Freilich wurde darauf hingewiesen, daß weinproduzierende Länder dennoch ohne Bezugnahme auf die Handelsverträge die Forderung aufstellen könnten, daß die Verwendung ihrer Alkoholgetränke keinen Einschränkungen unterworfen

werde. Aber gegenüber solchen reinen Machtansprüchen wurde geltend gemacht, daß auch im Auslande öfters die humanitären Rücksichten viel bedeuten, daß ein Schrei des Unwillens durch die ganze gebildete Welt ertönte, als England aus rein ökonomischen Gründen sich dem Einfuhrverbot von Opium nach China widersetzte, man wies u. a. darauf hin, daß „der große Schriftsteller Frankreichs“ in dickleibigen Bänden den Fluch des Alkohols geschildert und daß jeder, der durch den Alkohol Tausende von Menschen morde, viel größere Strafe verdiene als gewöhnliche Mörder.

Das finnische Budget verliert durch Annahme des Gesetzes eine jährliche Einnahme von etwa 10 Millionen Francs; aber trotzdem befürwortete man die Annahme, auf neue Steuerobjekte hinweisend. Und da das Volk jährlich für alkoholische Getränke etwa 30 Millionen opfert, konnte man getrost auf einen steigenden Wohlstand im Werte von 100 Millionen jährlich bei Annahme des Gesetzes hinweisen und auch auf die Äußerung Gladstones: „Die Frage nach Staatseinnahmen darf nie ein Hindernis für notwendige Reformen ausmachen. Wenn die Rede ist von einem nüchternen Volke, das sein Einkommen nicht zum Alkohol verschwendet, braucht man nicht in Verlegenheit zu sein, woher die Staatseinnahmen zu bekommen seien.“

Das Gesetz wurde nach einer mehrstündigen Debatte von der Volksvertretung ohne weiteren Widerspruch angenommen und die Annahme durch Erheben der Repräsentanten und des Präsidenten von ihren Sitzen — was sonst nie daselbst geschehen — bestätigt. Wenigstens 90 % des finnischen Volkes hatten somit „ihren unumstößlichen Willen“ geäußert.

Der Gesetzentwurf umfaßt nur 29 Paragraphen. Herstellung, Einfuhr, Verkauf, Transport, Aufbewahrung und Lagerung aller über 2 % Etylalkohol enthaltenden Getränke dürfen nur zu medizinischen, technischen und wissenschaftlichen Zwecken geschehen; die Herstellung und Einfuhr ist ein ausschließliches Monopol des Staates, das nicht anderen übertragen werden kann. Aus den Vorräten des Staates mögen nicht-denaturierte Alkoholflüssigkeiten an Apotheken und mit obrigkeitlicher Erlaubnis versehene Krankenhäuser, wissenschaftliche und technische Anstalten unter besonderen Bedingungen überlassen werden; Verabfolgung von Alkohol aus den Apotheken soll in der Regel nur auf eine Verordnung des Arztes erfolgen. Der Transport von Alkohol wird genau überwacht und alle Übertretungen des Gesetzes verhältnismäßig streng bestraft, in Ausnahmefällen kann sogar Hausvisitation, wie bisher, stattfinden. Die Gemeinden können eigene Vertrauensmänner zur Überwachung der Gesetzesbestimmungen wählen. Der zum Bedarf des in Finnland stationierten russischen Militärs nötige Alkohol ist unter besondere Vorschriften gestellt. Dies war in den Hauptzügen der Inhalt des mit Sehnsucht von fast allen Einwohnern Finnlands erwarteten Gesetzes vom Jahre 1907.

Aber die Regierung schien dennoch keine Eile zu haben. Obgleich die bedeutendsten Vertreter derselben versicherten, daß dem einstimmig ausgesprochenen Volkswillen die allergrößte Bedeutung beigelegt werden müsse und einer derselben sogar feierlich erklärte, daß „so bald als irgendwie möglich“ ein diesbezügliches Gesetz erlassen werden soll, so wartete doch der Entwurf vergebens auf seine Bestätigung von seiten der Regierung. Diese ließ nur die Alkoholfabriken wegen möglicher Einlösung von seiten des Staates einschätzen, obgleich schon die Regierungserklärung vom

Jahre 1904 besagt, daß eine juristisch bindende Verpflichtung, die Fabriken beim Aufhören des Geschäftes zu entschädigen, gar nicht vorliegt — also ganz in Übereinstimmung mit dem Beschluß des höchsten Gerichtshofes der Ver. Staaten von 1887 — und obgleich die Fabriken mit nötigen Änderungen zur Herstellung von Getränken unter 2 % Alkoholgehalt übergehen können. Die Einschätzung hat einen Anspruch auf etwa 40 Mill. Fr. ergeben, zu deren Ausbezahlung man — lächerlich genug — sich sogar auf die „Grundgesetze Finnlands“ hat berufen wollen. Die Regierung beriet gleichfalls auch einige mit dem Alkoholmonopol zusammenhängende Fragen; außerdem tat sie einiges zur Restriktion des Transportes von alkoholischen Getränken auf den Staatseisenbahnen.

Nach längerem Zögern gab endlich die einheimische Regierung am Anfang des vorigen Jahres (1909) ein Gutachten ab — es war abratend. Die breiten Schichten der Bevölkerung waren hierüber geradezu empört, und die Regierung wurde sehr streng beurteilt. Die abschlägige Antwort der einheimischen Regierung gründete sich vor allem auf drei Punkte: erstens fürchtete man, daß die Brenner und Brauer möglicherweise durch Prozesse gegen den Staat den von ihnen geforderten Ersatz bekommen könnten, d. h. 40 Millionen finn. Mark; zweitens sollten erst durch eine neue Steuer die durch das Alkoholverbot verloren gehenden Staatseinnahmen gedeckt werden, und drittens fürchtete man, daß der französische Geldmarkt durch die Annahme des Gesetzes für Finnland verschlossen würde, besonders da man diesen Faktor in bezug auf z. B. Norwegen kannte.

Die Regierung wurde im Februar 1908 von dem eifrigen Abstinenzler Dr. Helenius Seppälä interpelliert, aber die Interpellation führte zu nichts, da der Landtag fast sogleich, nachdem er zusammengetreten war, durch das Staatsoberhaupt aufgelöst wurde.

Die Minorität der einheimischen Regierung hatte zugleich mit der Ablehnung eine umredigierte Auflage des verworfenen Gesetzes ausgearbeitet, und einige hervorragende Abstinenzler waren auch geneigt, auf Grundlage dieser Vorlage weiter für die Sache zu arbeiten.

Als das neuerwählte Parlament, dessen Zusammensetzung fast der des vorigen gleichkam — nur die altfinnische konservative, der russischen Regierung zugeneigte Partei ging auch jetzt recht beträchtlich zurück — in der Mitte des vorigen Jahres zusammentrat, wurden wieder mehrere Interpellationen eingebracht, aber die einheimische Regierung — weigerte sich, auf sie näher einzugehen oder überhaupt durch eine Antwort Rede zu stehen!

Aber ungeachtet dieser bis jetzt bei uns einzig dastehenden Maßregel wurden mehrere Motionen, das Alkoholverbot betreffend, eingereicht. Die Motion der sozialdemokratischen Fraktion, die wesentlich mit dem im Jahre 1907 von der Volksvertretung angenommenen Gesetz übereinstimmte, wurde einer neuen Gesetzesvorlage zugrunde gelegt. Das schließlich mit 158 Stimmen gegen 34 (diese 34 Stimmen hauptsächlich der sogen. schwedischen Partei angehörig) angenommene Gesetz unterscheidet sich — von unwesentlichen Punkten abgesehen — von dem früher angenommenen nur in einigen Stücken. Die Frage von Ersatzsteuern statt der durch Annahme des Gesetzes wegfallenden wurde freilich auch jetzt nicht in Betracht gezogen: man setzte mit Recht voraus, daß die Volksvertretung solche Ersatzsteuern nicht verweigern würde und die Regierung könnte ja vor der Bestätigung des Gesetzes eine Annahme derselben in dem Landtag durchsetzen lassen. Aber die Unhaltbarkeit der Ersatzansprüche der Brenner und Brauer wurde von dem

betreffenden Ausschuß erschöpfend behandelt und überzeugend nachgewiesen, daß sie vollkommen unbegründet waren, was auch vom „Grundgesetzausschuß“ in einem besonders eingeforderten Gutachten bestätigt wurde. Man wies unter anderem darauf hin, daß auch im Jahre 1866 kein Ersatz den Brennern ausgezahlt wurde — nur die Pfannen wurden zur Verhütung des Aufkommens geheimer Brennereien eingelöst — und daß man auch im Ausland nie einen Ersatz zuerkennt, wenn ein Gewerbe als gemeinschädlich aufgehoben worden ist (z. B. die Herstellung der Phosphorzündhölzer und des Sacharins), sondern nur, wenn der Staat ein nützliches Gewerbe als Monopol übernommen.

Die Ersatzansprüche der Alkoholfabriken wurden deswegen im neuen Gesetze ausdrücklich und kurzweg abgelehnt — was ja auch nötig war, um die schließliche Annahme des Gesetzes nicht wieder durch solche drohende Ersatzforderungen zu erschweren. — Im neuen Gesetze wurde auch die Regierung ermächtigt, das Alkoholmonopol, natürlich auch dann nur „zu medizinischen, technischen und wissenschaftlichen Zwecken“ einer Gesellschaft zu übertragen, deren Gewinn mit Abzug von 6 Prozent dem Staat abzutreten ist.

Die Verluste Frankreichs und anderer alkoholproduzierender Länder könnte durch Herabsetzung des Zolles für Früchte und alkoholfreie Getränke, deren Gebrauch natürlich durch Annahme des Alkoholverbotes enorm gesteigert würde, vollauf ausgeglichen werden — man glaubte deswegen nicht gegen die Interessen Frankreichs und anderer alkoholproduzierender Länder durch ein allgemeines Verbot zu verstoßen.

Die Regierung kann durch eine Bestätigung des Gesetzes einen ausgezeichneten politischen Schachzug machen, wenn sie Popularität in den breiten Schichten des Volkes suchen will. Denn das Alkoholgesetz ist immer noch das Gesetz, das von dem größten Teil des finnischen Volkes mit fast religiöser Sehnsucht und den größten Hoffnungen verlangt und erwartet wird, und die Hoffnungen werden immerfort genährt, bis sie einmal, früher oder später, erfüllt werden *).

*) Dies war kaum geschrieben, als die Nachricht kam, daß der Kaiser-Großfürst das erste Gesetz der finnischen Volksvertretung vom Jahre 1907 verworfen, weil einige Ausnahmegesetzungen, die in dem Gesetz von 1909 im wesentlichen vorkommen, nicht genügend berücksichtigt sind. Da übrigens zugleich das Staatsoberhaupt bestimmt, daß in anderen Punkten die Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1907, die in dasjenige vom Jahre 1909 übergegangen sind, „so viel als möglich“ berücksichtigt werden sollen, kann mit gutem Grunde vorausgesetzt werden, daß das Gesetz vom Jahre 1909 oder ein fast ganz ähnliches in absehbarer Zukunft vom Kaiser-Großfürsten angenommen werden wird und daß somit ein absolutes Alkoholgesetz in Kraft treten soll. Es fällt natürlich schwer, vorauszusetzen, daß der Kaiser-Großfürst, wenn die von ihm gestellten Bedingungen erfüllt werden, sein gegebenes Wort rückgängig machen sollte.



HENRI SCHMIDT, MITGLIED DES FRANZÖSISCHEN PARLAMENTS: DIE BEWEGUNG FÜR EIN GESETZLICHES ABSINTHVERBOT IN FRANKREICH.



EHR und mehr bricht sich auch in Frankreich die Erkenntnis Bahn, wie schwere Gefahr für die Volksgesundheit aus dem Absinthgenusse erwachse. Der Absinth ist in der Tat in zweifacher Richtung schädlich; denn er enthält nicht bloß mehr Alkohol als irgendein anderes Getränk, sondern besteht auch sonst aus Essenzen, die dem Organismus abträglich sind, wie z. B. der Anisessenz.

Eigentliche Trunkenheit bis zu tiefer Bewußtlosigkeit folgt auf den Absinthgenuß äußerst selten. In den überwiegenden Fällen geht der Trinker nicht weiter als bis zu einem leichten Anflug von Benommenheit; die stete Wiederholung des Genusses aber führt dann allmählich zu stets schwereren Störungen des Nervenlebens: zunächst wird das Schmerzempfinden wesentlich gesteigert, dann treten wüste Träume hinzu, verbunden mit zahlreichen Halluzinationen, schließlich kommt es zu Paralyse und Wahnsinn.

Ebenso schlimm, wie für den Trinker selbst, sind die Gefahren, die der Absinth für die Gesellschaft mit sich bringt: durch die Roheitsexzesse, die im Zustand des Absinth-Rausches begangen werden; mehr noch durch die ungünstige Beeinflussung der Nachkommenschaft. Die Kinder eines Absinthtrinkers (wie überhaupt eines Alkoholikers) bringen gleiche Neigung zu gleicher Ausschweifung mit, sie bieten sich jeder Krankheits-Ansteckung, jedem Anreiz zu Verbrechen dar und sind meist von vornherein schon degeneriert.

In Frankreich ist das Problem in den letzten Jahren besonders scharf vom Publikum diskutiert worden, da der Absinthgenuß rasch zugenommen hat, zunächst in den Kreisen der Soldaten, wie auch der Literaten, denen schließlich die Massen des Bürgertums und der Arbeiterschaft folgten. Besonders in den letzten Jahren hat er sich über starke Volksmassen verbreitet, er ist von 15521 hl reinen Alkoholgehalts im Jahre 1878 auf 206143 hl im Jahre 1908 gestiegen und hat sich somit in 30 Jahren um das dreizehnfache vermehrt.

Zu gleicher Zeit ist die Zahl der Geisteskranken von 50 000 auf 94 000 hinaufgegangen, die Kosten der Irrenhäuser von 12 auf 28 Millionen — und zwischen beiden Ziffernreihen dürfte mehr Zusammenhang bestehen, als man gemeiniglich annimmt. Desgleichen sind zweifellos viele der durch Vererbung bewirkten Geistesstörungen auf Absinthgenuß der Eltern zurückzuführen. Eine Enquête, die im Jahre 1908 in den französischen Irrenhäusern vorgenommen wurde, hat durch Aufdeckung und Gruppierung der individuellen Lebensverhältnisse sowie der individuellen Vorgeschichte der einzelnen Kranken einen Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Irrsinn, vor allem auch zwischen Absinthgenuß und Irrsinn, klar hervortreten lassen. Die Enquete hat auch insbesondere gezeigt, daß in jenen Gegenden Frankreichs, wo man nur wenigen Branntwein, geringe Mengen von Absinth verbraucht, der Prozentsatz der geistig Kranken ein sehr niedriger sei, während andere Landstriche (das Gebiet am Unterlauf der Seine ist bekannt durch seinen Absinthverbrauch) einen dreifachen Prozentsatz der geistig Kranken aufweisen. Im erstern Landstrich kommen auf 10 000 Einwohner nur 0,85 irrsinnige Männer, 0,26 irrsinnige Frauen, im letzteren Landstrich 2,04 irr-

sinnige Männer und 0,82 irrsinnige Frauen, während in Le Havre und Umgebung selbst, wo Alkohol- und Absinthgenuß ihre verderblichen Wirkungen vereinigen, auf 10 000 Einwohner 3,49 irrsinnige Männer und 1,4 irrsinnige Frauen kommen.

Die verderbliche Wirkung des Absinths auf die Nachkommenschaft läßt sich leider nicht so exakt darlegen, weil ja der Absinthgenuß erst seit wenigen Jahrzehnten in Schwung gekommen und für die Kinder der Absinthtrinker noch keine eigentliche Statistik vorliegt. In den nächsten Jahrzehnten wird man allerdings, wenn man nicht früher zum Absinthverbot gegriffen, die traurige Wahrheit in aller systematischen Prägnanz vor sich haben.

Der Einfluß des Absinths auf die *Verbrecherzunahme* ist schon heute unverhüllt ersichtlich. Man weiß von vielen konkreten Fällen, in denen der Absinth zum Verbrechen geführt (das Schweizer Absinthverbot wurde bekanntlich von der Erregung des Volkes über einen im Absinthrausch begangenen Massenmord erzwungen) *).

Seit 30 Jahren nehmen Mord und Totschlag in Frankreich zu, und zwar in sehr hohem Grade in jenen Bezirken, die vom Absinth heimgesucht sind; in anderen, in denen der Absinthgenuß weniger verbreitet worden, vermindern sich die Blutverbrechen. In Städten wie Le Havre mit ihrem starken Absinth- und Alkoholverbrauch haben die Gewaltverbrechen in den letzten 30 Jahren sich verdreifacht.

Die anderen feineren Schädigungen des *Seelenlebens* und der *allgemeinen Volksgesundheit*, die der Absinth mit sich bringt, lassen sich naturgemäß noch schwerer exakt ermessen. Aber wenn wir von den vielen einzelnen Fällen, die wir kennen, auf die Gesamtheit schließen können, so ist auch hier die Ursache unverkennbar. Alle diese Momente haben eine lebhaft bewegte, welche das gänzliche Verbot des Absinthgenusses fordert, ins Leben gerufen.

Sehr großen Eindruck machte insbesondere das Beispiel der Schweiz, die mit ihrem Absinthverbot vorangegangen, sowie das Beispiel Belgiens, das bereits seit langer Zeit Fabrikateinfuhr und Verkauf des Absinths gesetzlich verbietet. In Frankreich selbst beschäftigt die Frage derzeit die parlamentarische Körperschaft, und wurde der Schreiber dieses durch den Auftrag, einen Bericht über das Problem der Kammer vorzulegen, geehrt.

Das Hauptargument, das man gegen unsere Bewegung bringt, geht dahin, daß man zwischen den verschiedenen Absinthsorten unterscheiden müsse; daß nur der billige Absinth schädlich sei, der teure, bessere dagegen nicht. — In Wahrheit treten die Folgen des Absinthgenusses bei den niederen Volksklassen, welche die schlechten Sorten konsumieren, nur deshalb schärfer zutage, weil sie eben leichter zum Übermaß und damit zur Berauschung neigen und der minder gut genährte Organismus dem Gift nur minderen Widerstand entgegensetzt.

Auch all die halben Maßregeln, die man vorschlug, scheinen mir nicht auszureichen. Weder bloße Lizenzgebühren, noch sonst eine Konzessionspflicht der Absinth ausschenkenden Wirtsstuben können meiner Ansicht nach zur Beseitigung des Übels führen, wohl aber ein *gesetzliches Verbot*; und ein solches scheint mir gerechtfertigt, wenn die Gefährlichkeit des Absinths ins Auge gefaßt wird. Die Stimmung des Parlaments ist unserm

*) Siehe den Artikel von Prof. Hercod, Januar-Nummer 1909.

Entwurf übrigens günstig. So hoffen wir, daß Frankreich dem Beispiele der Schweiz folgen und durch ein gesetzliches Verbot des Absinthgenusses einen tüchtigen Streich im aktiven Kampfe des Antialkoholismus führen wird.



DR. JULIUS DEUTSCH, WIEN: DIE ARBEITER-ANTIALKOHOLBEWEGUNG IN ÖSTERREICH.



OR etwa zehn Jahren gab es in Österreich eine schüchterne Mäßigkeitsbewegung, deren hauptsächlichster Träger der Wiener „Verein gegen Trunksucht“ war. Dieser Verein war gut bürgerlich und knüpfte keine Verbindungen mit der Arbeiterschaft an. Im Jahre 1899 begannen aber einige zielbewußte Intellektuelle mit einer selbständigen Propaganda der Totalabstinenz unter der Arbeiterschaft. Die Arbeiter, soweit sie fähig waren, neue Gedanken in sich aufzunehmen, waren in sozialdemokratischen Vereinen organisiert und so wendeten sich die Propagandisten der Abstinenz an diese Vereine. Dr. Richard Fröhlich, ein ungemein packender, glänzender Redner und Organisator, leitete die Agitation. An seiner Seite stand Dr. Rudolf Wlassak, ein ernster Gelehrter, der durch überzeugende Sachlichkeit wirkte. Bald hatten sich um diese beiden Männer eine Anzahl bedeutender Gelehrter, wie der Afrikaforscher Dr. Rudolf Pösch, der berühmte Syphilisforscher Prof. Kassowitz und andere geschart, denen sich nun ein Stab überzeugter Arbeiter anschloß.

In einer Anzahl kleinerer und größerer Arbeiterversammlungen wurden Vorträge und Diskussionen über die Alkoholfrage abgehalten. Die konsequente Devise „Weg mit dem Alkohol“ erwies sich als fruchtbar. Die Zahl der Anhänger der Totalabstinenz unter der Arbeiterschaft wuchs. In dem neugegründeten „Verein der Abstinenten“, der im Wiener Arbeiterquartier Ottakring seinen Sitz hatte, herrschte ein reges Leben. Dort sammelte sich neben den Intellektuellen eine Elite der Wiener Arbeiterschaft an.

Das Zusammenwirken Bürgerlicher und Arbeiter in der gemeinsamen Abstinenzorganisation erwies sich aber nur in den ersten Jahren als fruchtbar. Mißhelligkeiten machten sich bemerkbar, als die Arbeiter die Abstinenzpropaganda vom politischen Standpunkte aus führend, ihre Brüder davon überzeugen wollten, daß die Abstinenz den Klassenkampf fördere und deshalb erstrebenswert sei. Um in dieser Art der Propaganda von ihren Abstinenzgenossen nicht gehindert zu werden, traten eine Anzahl Arbeiter aus dem Ottakringer Vereine der Abstinenten aus und gründeten für die Wiener Bezirke Meiding und Margarethen einen selbständigen Arbeiter-Abstinentenverein. Bei der Gründungsversammlung dieses Vereins hielt der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Dr. Viktor Adler, das Hauptreferat. Der Arbeiterabstinentenverein blieb vorläufig in innigem Kontakte mit der älteren, gemeinsamen Abstinenzorganisation.

Bald nach der Absonderung der kleinen Gruppe Arbeiter trat in der österreichischen Abstinenzbewegung eine Stagnation ein. Im ersten Ansturme waren viele mitgerissen worden, denen das Neue der Bewegung imponiert hatte. Nun die erste Begeisterung verflogen war, blieben nur die ernsteren, schon vollständig von der Notwendigkeit der Abstinenz Durchdrungenen

in den Vereinen zurück. Dazu kam noch ein äußerer Umstand. Dr. Fröhlich, der bewährte Agitator, ging für einige Zeit ins Ausland, um dort für die Abstinenz zu wirken; Dr. Wlassak mußte sich krankheitshalber zurückziehen; so blieb die Bewegung ohne Führer und drohte zu versanden.

In dieser Krisenzeit der österreichischen Abstinenzbewegung wurde der Riß zwischen bürgerlichen und Arbeiter-Abstinenten immer größer. Schließlich kam es zum definitiven Bruch. Die Arbeiter gründeten den österreichischen Arbeiterabstinentenbund, an dessen Spitze Dr. Fröhlich trat, während die Bürgerlichen sich später in einem Guttemplerorden zusammenschlossen.

Die Arbeiterabstinenzbewegung erholte sich langsam wieder; die Abstinenzvereine errangen Bürgerrecht in der Reihe der übrigen Arbeiterorganisationen. Der sozialdemokratische Gesamtparteitag im Jahre 1903 hatte bereits die Antialkoholpropaganda aufs wärmste empfohlen. Eine Reihe hervorragender Führer der politischen Arbeiterpartei und der Gewerkschaftsbewegung schloß sich der Abstinenzbewegung an, so Viktor Adler, Ignaz Daszynski, Karl Renner, Michael Schacherl u. a. Der letzte österreichische Gewerkschaftskongreß (Wien im Oktober 1907) beschloß auf Antrag Adlers folgende Resolution:

„Der Gewerkschaftskongreß erblickt im Alkoholismus einen schweren Schädiger der physischen und geistigen Kampffähigkeit der Arbeiterklasse, einen mächtigen Hemmschuh aller organisatorischen Bestrebungen der Gewerkschaften, — die daraus erwachsenden Schäden zu beseitigen, darf kein Mittel unversucht bleiben.

Das erste Mittel in diesem Kampfe wird stets die ökonomische Hebung des Proletariats sein; eine notwendige Ergänzung hierzu bildet aber die Aufklärung über die Alkoholwirkung und die Erschütterung der Trinkervorurteile.

Der Gewerkschaftskongreß empfiehlt daher allen Organisationen und Genossen die Förderung der alkoholgegnnerischen Bestrebungen und erklärt als einen ersten wichtigen Schritt in diesem Kampfe die Abschaffung des Trinkzwanges bei allen Zusammenkünften von Organisationen.

Den für die Abstinenz gewonnenen Genossen ist als wirksamstes Mittel der Agitation gegen den Alkohol der Zusammenschluß im sozialdemokratischen Bund abstinenten Arbeiter zu empfehlen, der wieder dafür zu sorgen hat, daß seine Mitglieder ihrer Pflicht gegen die politische und gewerkschaftliche Organisation nachkommen.“

Mehrere Fachkongresse haben bereits ähnliche Resolutionen beschlossen. Nun ist dem Arbeiterabstinentenbund ein breites Feld propagandistischer Wirksamkeit erst so recht erschlossen. Die Werbekraft der Abstinenzbewegung bewährt sich denn auch. Wohl kann man den Umfang der Bewegung nicht an der Zahl der Mitglieder des Arbeiterabstinentenbundes abschätzen; erstens sind viele abstinente Arbeiter in den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen tätig und deshalb nicht Mitglied der Abstinenzorganisation, zweitens beeinflußt der Abstinentenbund auch sehr nachhaltig die Taktik mancher gewerkschaftlicher und politischer Verbände. Die Erfolge der Abstinenzbewegung werden aber sofort in die Augen fallend, wenn man Zusammenkünfte, seien es nun Feste oder Versammlungen, der Arbeiter besucht. Daran, daß diese Zusammenkünfte immer mehr alkoholfrei werden, merkt man den, wenn auch nicht allzu hastigen Fortschritt.

In Deutschland und der Schweiz sind ebenfalls Abstinenzorganisationen der Arbeiter entstanden. Diese lehnten sich, besonders im Anfange, sehr enge an die österreichische Arbeiterabstinenzbewegung an. So war z. B. die Wiener Zeitschrift „Der Abstinente“ — jetzt geleitet von Dr. Hermann Putz — das Organ für die Arbeiterabstinenten aller drei Länder. Nun ist die Abstinenzbewegung der Arbeiter überall stärker und damit selbständiger geworden. Den österreichischen Arbeiterabstinenten bleibt aber der Ruhm, zum erstenmal unter den germanischen Nationen eine Antialkoholbewegung im Einklange mit der politischen und gewerkschaftlichen Bewegung der Arbeiter ins Leben gerufen und behauptet zu haben.



DR. ERNST SCHULTZE, HAMBURG - GROSS-BORSTEL: DER KAMPF GEGEN DIE RAUCH-PLAGE IN CHICAGO.



S gibt wenig Städte auf dem Erdenrund, die einen so unsympathischen Anblick bieten wie Chicago. Obwohl am Ufer des Michigan-Sees gelegen und von häufigen Winden durchweht — führt es doch den Namen „die windige Stadt“ — ist es dennoch nicht nur durch die Häßlichkeit und Einförmigkeit seiner Gebäude, durch seine meilenlangen, schnurgeraden, abwechslungslosen Straßen vieler Reize bar, die fast jede andere Stadt bietet und die in so hervorragendem Maße den langsam gewachsenen Städten Europas aus früheren Jahrhunderten eigen sind, sondern es umgibt alle diese Nüchternheit und Häßlichkeit noch dazu mit einem so schmutzigen und unerfreulichen äußeren Gewande, daß jemand, der nicht längere Zeit in Chicago gelebt hat (und auch solchen Leuten soll es schwer genug fallen), einfach nicht begreift, wie man es dort länger als eine Woche aushalten kann. Denn an allen Wochentagen ist Chicago in einen furchterlichen Mantel von Rauch, Ruß und Schmutz gehüllt. Reinigungsversuche werden von der städtischen Verwaltung und von den Privatleuten vielleicht deshalb so wenig energisch unternommen, weil sie durch Erfahrung gelernt haben, daß diese doch wenig Zweck haben. Man mag einen Bürgersteig oder eine Treppe oder ein Fenster noch so sauber gemacht haben — nach wenigen Stunden bieten sie dasselbe schmutzige und unerfreuliche Bild wie vorher.

Der Grund liegt in der unvollständigen Verbrennung der Kohle in den Chicagoer Öfen und Heizanlagen, die infolgedessen einen entsetzlichen Rauch ausstoßen. Alle städtischen Verordnungen haben bisher dagegen nichts genützt. Indessen will man jetzt ganz energisch dagegen vorgehen, nachdem das Beispiel verständiger Fabrikdirektoren gezeigt hat, daß es sich tatsächlich vermeiden läßt, beim Verbrennen der Kohle einen so furchterlichen Rauch zu erzeugen.

Bisher hat Chicago, wie gesagt, vergeblich versucht, etwas gegen die Rauchplage zu tun. Auch andere amerikanische Stadtverwaltungen haben mit den Versuchen, die rauchlose Verbrennung der Kohle zu erzwingen, Fiasko erlitten. Insbesondere wird dies von den Städten Cleveland und Cincinnati berichtet, die es schließlich aufgegeben haben, auf der Ausführung der städtischen Verordnungen zu bestehen, die in dieser Beziehung erlassen worden waren. Auch andere Städte sollen nicht viel mehr Glück gehabt

haben, so daß eine Bewegung, die vor einigen Jahren in den Staaten des Ostens der nordamerikanischen Union entstand und die bezweckte, die Entwicklung von allzu viel Rauch unter Strafe zu stellen, wieder eingeschlafen ist. Die Bewegung griff damals vom Osten schnell auch auf den Westen über. Dort aber stellte es sich scheinbar als unmöglich heraus, die Entwicklung von Rauch zu vermeiden, da man hier nicht den vorzüglichen Anthrazit wie im Osten zur Verfügung hat, sondern sich mit bituminöser Kohle begnügen muß, wie sie aus den Kohlenbergwerken des Westens zutage gefördert wird; die einzigen größeren Anthrazitablagerungen in den Vereinigten Staaten sind bekanntlich im Staate Pennsylvanien zu finden. Die Kohlenbergwerke priesen damals mit viel Erfolg eine ganze Anzahl von bituminösen Kohlenarten an, die sie als rauchlos empfahlen; die Namen der hauptsächlichsten dieser Kohlenarten lauten: Georges Creek, Oceanic, Pocahontas, New River. Indessen stiegen die Preise aller einigermaßen rauchlosen Kohlensorten infolgedessen so schnell, daß das große Publikum sie nicht mehr kaufen konnte oder wollte.

Da die Schwierigkeiten aus den erwähnten Gründen im Westen besonders große waren, hatte man hier ganz besondere Veranlassung, einen Ausweg zu suchen, wie man auch mit verhältnismäßig geringwertiger Kohle doch starke Heizkraft erzielen könnte, ohne einen fürchterlichen Rauch zu entwickeln, der außer seiner Unschönheit und dem Schmutz, den er mit sich führt, auch ungesund ist und der einen erheblichen Teil der aufgebrauchten Kohle nutzlos in Rauch anstatt in Wärme aufgehen läßt. — Die naturwissenschaftlichen Gründe für die Unzweckmäßigkeit der starken Rauchentwicklung sollen hier nicht entwickelt werden, da sie wohl allgemein bekannt sind. Man nimmt an, daß starke Rauchentwicklung nichts anderes bedeutet, als daß zwischen 25 und 60% der benutzten Kohle nutzlos in Form aller möglichen Gase dem Schornstein entweichen. Da nun eine Tonne Kohlen in den Vereinigten Staaten zwischen 8 und 20 M. zu kosten pflegt, kann der nutzlose Verlust, den der Rauch anzeigt, etwa zwischen 2 und 12 M. für die Tonne betragen. Wieviel das für den einzelnen Haushalt bedeutet, läßt sich leicht ermessen — noch leichter, was es für eine große Industrieanlage ausmacht, die, wie etwa die Commonwealth Edison Company in Chicago, täglich 2000 t Kohlen verbrauchen muß; oder für unsere großen Ozeandampfer, die täglich gegen 1000 t Kohlen verbrennen.

Nun ist es naturgemäß, daß derartige Ersparnisse, wie sie die Einführung der rauchlosen Verbrennung der Kohle mit sich bringt, am leichtesten in einem Großbetriebe erzielt werden können, weil dieser nicht davor zurückzuschrecken braucht, eine verhältnismäßig große Summe Geldes in entsprechende Versuche hineinzustecken. So ist denn auch die Commonwealth Edison Company in Chicago einer der ersten Betriebe gewesen, die die Rauchverbrennung oder die vollständige Verbrennung der Kohle — was im Grunde genommen dasselbe ist — durchgeführt haben. Die riesigen Schornsteine der Zentralkraftanlage dieser Gesellschaft in Harrison Street in Chicago stoßen niemals auch nur das kleinste Wölkchen Rauch aus, weil man es auf Grund der Versuche, die die beiden Ingenieure A. Bement und W. L. Abbott der Edison-Gesellschaft in Chicago unternommen haben, erzielt hat, daß die Gase, die in dem Rauch enthalten sind, auf eine so hohe Temperatur gebracht werden, daß sie in Flammen aufgehen, deren Heizkraft man ausnutzt, und daß sie nicht nutzlos als Rauch den Schornstein verlassen.

Nachdem dieses gute Beispiel einmal gegeben war, fiel der Grund fort, der sonst gegen die obligatorische Rauchverbrennung hätte geltend gemacht

werden können: daß sie nämlich technisch schwer möglich oder aber doch sehr teuer sei. Ganz im Gegenteil hat sich natürlich ergeben, daß die Rauchverbrennung der Edison-Gesellschaft sehr viel Kohlen und Geld spart. Infolgedessen hat die Stadtverwaltung von Chicago jetzt ihre Anordnungen, die die Verhinderung der entsetzlichen Entwicklung von Rauch bezwecken, wieder aufgenommen. Vielleicht ist dies auch dem Umstande zuzuschreiben, daß der aus der letzten Wahl hervorgegangene Bürgermeister, Mr. Busse, bis dahin in einem Kohlengeschäft tätig war. Er hat einen Mr. Bird, einen äußerst tätigen und geschickten Mann, zum städtischen Rauchinspektor ernannt und ihm einen weiteren Ausschuß von drei Ingenieuren zur Beratung beigegeben. In diesem dreigliedrigen Ausschuß hat z. B. auch Mr. A. Bement Sitz und Stimme, der sich für die Einführung der Rauchverbrennung bei der Edison-Gesellschaft so große Verdienste erworben hat.

Bird geht nun nicht in der Weise vor, daß er die bestehenden städtischen Verordnungen rücksichtslos durchzuführen sucht und alle diejenigen Hausbesitzer oder Fabrikbetriebe in Strafe nimmt, die mehr Rauch entwickeln, als nach diesen Verordnungen erlaubt ist; vielmehr begibt er sich in solchen Fällen in die Heizanlagen des betreffenden Gebäudes und untersucht die Feuerungsanlagen. Dann arbeitet er kostenlos einen Plan für den Umbau dieser Feuerungsanlagen aus, falls sich ein solcher als nötig herausstellt, den er dem Besitzer (ebenfalls kostenlos) zur Verfügung stellt. Für die Vornahme der nötigen Änderungen räumt er alsdann reichlich Zeit ein. Raucht der Schornstein nach Ablauf dieser Zeit noch immer und sind noch immer keine Anstalten getroffen, die Feuerungsanlage entsprechend umzubauen — dann allerdings wird das Gesetz zur Anwendung gebracht, und die höchste für seine Nichtbefolgung mögliche Strafe wird von dem städtischen Rauchinspektor beantragt. Aber Mr. Bird hat bereits in vielen Fällen den Triumph gehabt, daß seine Ratschläge nicht nur als unumgängliche Befehle befolgt, sondern dankbar anerkannt wurden, weil sie tatsächlich den Hauseigentümern und Fabrikbesitzern durch die viel sparsamere Verbrennung der Kohle eine Menge Geld sparen.

Vielfach lassen sich auch die bestehenden Feuerungsanlagen ohne weiteres als rauchlose benutzen, wenn man genügende Aufmerksamkeit darauf verwendet, welche Art von Kohlen darin gebrannt wird. Denn gerade die Mischung von Kohlensorten verschiedener Größe und verschiedener Brennbarkeit verursacht häufig starke Rauchentwicklung, die ganz vermieden werden kann, wenn man sich darauf beschränkt, nur Kohlen bestimmter Art und bestimmter Größe zu brennen. So brennt bekanntlich Anthrazit fast oder ganz rauchlos. Kohlen geringeren Grades können in einer Heizanlage rauchlos brennen, wenn die einzelnen Stücke verhältnismäßig klein sind, während sie starken Rauch entwickeln, wenn die Stücke zu groß sind. Jede Heizanlage kann für eine Kohlensorte bestimmter Art und Größe so eingerichtet werden, daß die Rauchentwicklung vermieden wird. Sobald aber verschiedene Arten gleichzeitig gebrannt werden oder auch von derselben Kohlensorte verschiedene Größen zusammen benutzt werden, ist die Rauchentwicklung unvermeidlich, falls die Feuerungsanlage nicht allen Anforderungen auch für die Verbrennung der geringwertigsten Kohlenart in den größten Stücken entspricht.

Die Kohlenbergwerke in den Vereinigten Staaten produzieren heute Kohlen in den allerverschiedensten Größen, von den allerkleinsten Stücken an bis zu Stücken von 15 cm Durchmesser. In der Regel hat es daher der Besitzer einer Heizanlage in der Hand, nachdem ihm einmal von einem

Sachverständigen, wie dem städtischen Rauchinspektor der Stadt Chicago, angegeben worden ist, welche Kohlengröße er benutzen solle, auch wirklich nur diese zu verwenden und dadurch überflüssigen Rauch und unnützen Verbrauch von Kohlen zu vermeiden. Jedenfalls ist es ein volkswirtschaftlich sehr nützlicher und zugleich taktisch sehr geschickter Gedanke gewesen, der die Stadtverwaltung von Chicago veranlaßt hat, den Hauseigentümern und Fabrikbesitzern zeigen zu lassen, daß es auch im Interesse ihres eigenen Geldbeutels liegt, praktische Feuerungsanlagen zu schaffen, die jede unnötige Rauchentwicklung vermeiden.

Es ist ein sehr aner kennenswertes Zeichen für das wachsende Kulturwissen der Nordamerikaner, daß sie beginnen, sich mit solchen Fragen eifrig zu beschäftigen und ihnen mit aller ihnen innewohnenden Tatkraft zu Leibe zu gehen. Der maßlos schnelle und ohne tiefere Überlegung erfolgte Aufbau der amerikanischen Städte, die im 19. Jahrhundert entstanden, und für die ja gerade Chicago das ärgste, aber vielbewunderte Beispiel ist, hat die Nachkommen der Menschen, die diese unschöne, nur dem Gelderwerb dienende Menschenansammlung ins Leben gerufen haben, vor die schwere Aufgabe gestellt, die nun einmal geschaffenen Formen mit neuem, reicherem, edlerem Inhalt zu erfüllen und die üblen Folgen, die die Hast und Geldgier früherer Zeiten mit sich gebracht haben, allmählich zu beseitigen und zu überwinden. Viel ist in dieser Beziehung in den letzten Jahren geschehen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß nach einem schnellen, aber bald wieder aufgegebenen Anlauf zur Bekämpfung der Rauchplage in verschiedenen anderen Städten der Union nun gerade in Chicago energische Maßnahmen dafür getroffen werden. Ist doch in Chicago der Geist der Bürgerschaft oder wenigstens eines Teiles derselben in letzter Zeit immer wieder auf das gelenkt worden, was dem Leben erst wirklichen Wert und Reiz verleiht: auf seine äußere Würde, Behaglichkeit und Schönheit und auf die Formen des Zusammenlebens der Menschen. Dutzende von Volksheimen sind in Chicago entstanden und gemeinnützige Einrichtungen aller Art sind dort aus dem Boden gewachsen; so sind z. B. die städtischen Parkanlagen in so vortrefflicher, wohldurchdachter und großzügiger Weise geschaffen worden, daß Chicago hierin an der Spitze aller Städte nicht nur der nordamerikanischen Union, sondern der ganzen Welt steht. Und so geht eine Verschönerung des städtischen Lebens gerade von dieser schmutzigsten und unsympathischsten aller nordamerikanischen Großstädte aus, die sich offenbar bemüht, sich von den Stadtverschönerungsplänen anderer amerikanischer Städte*) nicht in den Schatten stellen zu lassen.



ANNA BAADER, ZEHLENDORF: UNBEACHTETES VON DER FÜRSORGEERZIEHUNG.



EBER eine Reihe von Mißständen in unseren Fürsorge- und Zwangserziehungsanstalten ist in der letzten Zeit aus Anlaß der verschiedensten Vorkommnisse geschrieben und geredet worden. Die Fehler des ganzen Erziehungssystems, die Schwierigkeiten bei der Auswahl der Hausväter, das ungenügend vorbereitete Personal, die mangel-

*) über die ich in meinem Aufsatz „Die Verschönerung amerikanischer Städte“ in Nr. 42 der „Sozialen Praxis“ vom 16. Juli 1908, Seite 1122 ff., kurz berichtet habe.

hafte Aufsicht usw. haben von den verschiedensten Seiten starke Kritik erfahren und es steht zu erwarten, daß überall energisch Verbesserungen angestrebt werden.

Aber eine Seite des Erziehungswesens, der von Rechts wegen die erste Beachtung geschenkt werden sollte, scheint mir nur ungenügend berührt worden zu sein: die hygienische.

Ich nehme an, daß alle Räume in jenen Anstalten ohne weiteres den modernen hygienischen Forderungen entsprechen; ich gebe auch zu, daß Ordnung und Reinlichkeit im allgemeinen befriedigen, daß Ruhe und Bewegung der Zöglinge zweckmäßig abgewogen sind. Aber die Ernährung und die spezielle Körperpflege liegen noch sehr im Argen. Wenn man bedenkt, aus welch unglücklichen Verhältnissen heraus, mit welcher Beschwerung durch sittliche und organische Defekte die Kinder in die Anstalten eingeliefert werden, so zwingt sich unerbittlich die Frage auf, ob die ärztliche Aufsicht, wie sie bis heute gehandhabt wird, genügt. Und, um die Antwort vorweg zu nehmen: hierher gehört ein energisches „Nein“.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einer großen Anzahl von Fällen die Grundursache der sittlichen und moralischen Schädigungen in körperlichen Defekten zu suchen ist. Diese Defekte brauchen keineswegs augenfällig zu sein und können vielfach nur, und bei Kindern wird dies meistens der Fall sein, auf einem Mangel der oder jener organischen Baustoffe oder einem Überschuß an Stoffwechselprodukten im Körper beruhen. Der kindliche Organismus braucht noch mehr wie der erwachsene seine richtig zugewogenen Aufbaustoffe zur Ausgestaltung seines Körpers; braucht außer Eiweiß, Fett, Wasser und Kohlehydrate auch Kalk und Phosphor für die Knochen, Eisen für die roten Blutkörperchen, Natron als Base zum Binden und Ausscheiden von Säuren, die durch den Stoffwechsel entstehen und noch vieles andere mehr. Erhält der Körper diese Stoffe und vor allem die biologischen Salze durch die Nahrung im notwendigen Verhältnis zugeführt und hat man den Magen, den Darmkanal, die Nieren, die Lungen und die Hauptporen zu normalem Arbeiten gebracht, so wird man sehr häufig auch einen scheinbaren moralischen Defekt ganz von selbst verschwinden sehen, ohne Zwang und ohne besondere Zuchtmittel. Enthält aber die Nahrung diese notwendigen Baustoffe nicht im richtigen Verhältnis, so leidet der Organismus Not und wir dürfen uns schwerlich wundern, wenn wir wenig günstige Erziehungsergebnisse haben. Und was erhalten diese ärmsten unserer Kinder in den Anstalten als Nahrung? In der Frühe: Kaffee und Brot; zum zweiten Frühstück: belegtes Brot; zu Mittag: Kartoffeln, Fleisch, Gemüse (meist Hülsenfrüchte); nachmittags Kaffee und Brot und abends wieder belegtes Brot. Warum soviel Brot? Weil es den Magen vollstopft? Warum Kaffee und noch dazu in solchen Mengen? Warum diese Verdünnung der Säfte, dieses Auftreiben der Zellen? Daß der Kaffee dünn ist, nimmt ihm noch längst nicht die Schädigung. Warum fehlt das Obst? Man sagt, es ist außer der Obstjahreszeit zu teuer. Warum gibt man so wenig frische, sorgfältig zubereitete Gemüse und Salate? Weil es die Zöglinge nicht mögen, weil sie das nicht gewöhnt sind? Und außerdem erfordert die Zubereitung soviel Zeit und Mühe. Nicht wahr?

Solche einseitige Nahrung aber mit ihrem fast absoluten Mangel an den nötigsten Baustoffen (vergl. E. Wolff, Aschenanalysen von landwirtschaftlichen Produkten) wird heute noch in fast allen öffentlichen Anstalten, in Krankenhäusern, Heilstätten, Erholungsheimen und wie das alles heißt, gereicht, während die grünen Blatt- und Wurzelgemüse, die doch reich an

jenen Stoffen sind, entweder ganz gemieden oder durch einen unlogischen Kochprozeß minderwertig gemacht werden. Obst wird meist nur als Luxusmittel betrachtet, häufig sogar für schädlich gehalten.

Mit Brot, Kartoffeln, Fleisch, Hülsenfrüchten und Kaffee kann unmöglich ein vollwertiger menschlicher Organismus aufgebaut werden, wieviel weniger ein schon beschädigter wieder ausgebessert. Und Eisenpillen, Phosphorleberthran, kohlen-saures Natron usw. sind für sich Quacksalbermittel. Nur bei ordentlicher, vegetabil richtig abgewogener Ernährung geht die Verdauungsarbeit schnell von statten, ist der Magen bis zur Aufnahme der nächsten Mahlzeit wieder gut geleert und wickelt sich auch im Darmkanal die Tätigkeit rasch und sicher ab. Ganz anders ist dies bei der oben geschilderten Anstaltsernährung. Sie ist schwerverdaulich, bleibt zu lange im Magen, die neue Nahrung kommt dazu und bleibt ebenfalls wieder unverhältnismäßig lang im Magen, so daß notgedrungen Gärungssäuren sich entwickeln müssen, die während der trägen Wanderung des Speisebreies durch den Darmkanal von den Drüsen aufgesogen und als Gifte in die Lymph- und Blutbahn geleitet werden, als Autotoxine; die, wenn sie nicht das Körpermaterial an irgendeiner Stelle angreifen sollen, wieder ausgeschieden werden müssen. Wird nun schon nichts getan, um von vornherein ihre Bildung zu verhindern, bzw. auf ein Minimum zu beschränken, so leidet auch die Fürsorge für die Wiederausscheidung dieser Selbstgifte in den Anstaltsgepflogenheiten recht bittere Not. Ganz abgesehen davon daß man dort von den heilsamen Wirkungen zweckmäßig geleiteter Luft- und Sonnenbäder keine Ahnung hat oder ihre Benutzung gar aus Gründen der Prüderie verwirft, zwingt man den jugendlichen Körper mit seinem überaus regen Stoffwechselbedürfnis, anstatt ihm poröse Wäsche und Kleider zu geben, in möglichst dichte Leinwand- und Barchentwäsche und in möglichst undurchlässige Drellkleider, um so die unumgänglich notwendige Hautatmung auf das Minimum herabzudrücken.

Und dies alles dulden die Anstaltsärzte!

Aber natürliche Gesundheitspflege und natürliche Heilweise wird, so unglaublich dies klingen mag, an den Hochschulen für Medizin noch recht stiefmütterlich behandelt und geübt und deshalb von unseren praktischen Ärzten noch nicht oder nur sehr zaghaft einseitig und mangelhaft gehandhabt.

Und solange nicht den beiden im Vorhergehenden besonders genannten Punkten die ihnen gebührende Stellung in der modernen Heilwissenschaft eingeräumt wird, solange bleibt alle Fürsorgeerziehung, ja bleiben selbst alle „Krankheitsheilungen“ elendes Pfuschwerk.



DR. RUDOLF LUDW. ARNOLD, STUTTGART: DIE KOSTEN DES HEILVERFAHRENS IN DER INVALIDENVERSICHERUNG.



IN Gebiet, das in hohem Maße verdient, das Allgemeininteresse auf sich gelenkt zu sehen, ist die Heilbehandlung in der Invalidenversicherung. Von Jahr zu Jahr wird nämlich in steigendem Maße durch die Versicherungsträger dieses Zweiges der sozialen Gesetzgebung von dem ihnen zustehenden Recht Gebrauch gemacht, erkrankte Ver-

sicherte einem Heilverfahren zu unterziehen, um entweder ihre Erwerbsfähigkeit wiederherzustellen oder ihnen dieselbe zu erhalten. Im folgenden wollen wir nun eine ausführliche Darstellung von dem heutigen Stande der Kosten des Heilverfahrens und seiner Entwicklung in den letzten elf Jahren, d. h. von dem Zeitpunkt an geben, von welchem an überhaupt genaue statistische Angaben hierüber vorliegen.

Im Jahre 1908 betrug die Zahl der auf Kosten sämtlicher Versicherungsträger behandelten Personen 86 990 und 21,6 Mill. Mark die Summe der für sie erfolgten Aufwendungen. Einen Teil dieser Kosten in Höhe von 4,37 Mill. Mark haben allerdings Krankenkassen, Berufsgenossenschaften, Gemeinden u. s. f. ersetzt, so daß tatsächlich 17,2 Mill. Mark auf die Träger der Invalidenversicherung allein entfallen. Vergleicht man diesen Stand mit dem von 1897, so zeigt sich, daß in diesem Zeitraum die Zahl der Kranken mehr als eine Verachtfachung erfahren hat. Noch schneller sind jedoch die Ausgaben gestiegen: die Gesamtkosten der Heilbehandlung haben sich nahezu vervielfacht, die Ersatzleistungen sind 24 mal größer geworden, die Angehörigenunterstützungen, die 1908 2,7 Mill. Mark ausmachten, auf ungefähr den 54 fachen Betrag angewachsen. Insgesamt wurden in diesen 11 Jahren 517 847 Personen einer Heilbehandlung unterzogen, während der gesamte Aufwand 126,9 Mill. Mark erforderte, der sich für die Versicherungsträger allein nach Abzug des von den Krankenkassen usw. zu ersetzenden Betrags auf 104 Mill. Mark stellt.

Es handelt sich also, wie man sieht, um ganz bedeutende Ziffern, an denen man nicht so ohne weiteres vorübergehen kann, sondern bei denen es sich wohl verlohnen dürfte, auf die Einzelheiten näher einzugehen. Steht doch ein Gebiet in Frage, das für die Erhaltung und Verbesserung der Kraft und Gesundheit, ja für die Zukunft unseres gesamten Volkes von geradezu ungeheurer Wichtigkeit ist. Man braucht nur an die verheerende Wirkung der Tuberkulose, dieser furchtbaren Volksseuche, zu denken, um sofort die hohe soziale Bedeutung zu erkennen, mit der ein immer ausgedehnteres Heilverfahren für die von dieser heimtückischen Krankheit bereits befallenen oder nur erst bedrohten Personen verbunden sein muß. Die Kostenfrage kann in dieser Beziehung nur eine untergeordnete Rolle spielen, da es sich um die Erhaltung kostbarer unersetzlicher Güter, wie es die Gesundheit und Arbeitskraft eines jeden Menschen sind, handelt. In dieser Erkenntnis schreiten die Träger der Invalidenversicherung auf der einmal betretenen Bahn unentwegt fort, wie sich das auch aus den von Jahr zu Jahr steigenden Ausgaben im einzelnen ersehen läßt. Übertroffen werden diese Aufwendungen nur von den Krankenkassen, deren Leistungen in Gestalt von Arztkosten, Arzneidarreichung und Gewährung kleiner Heilmittel (Brillen, Bruchbänder usw.), von Krankenhaus- und Rekonvaleszentenpflege für Kranke und Wöchnerinnen, von Krankengeld an Mitglieder und Angehörige usw. bis jetzt allerdings unerreicht dastehen. Nicht weniger als 2210 Mill. Mark haben sie in den Jahren 1897—1907 für Zwecke der Krankenfürsorge verausgabt. Dagegen bleiben die Träger der Unfallversicherung, die Berufsgenossenschaften, seit dem Jahre 1901 immer bedeutender mit ihren Aufwendungen hinter denjenigen der Invalidenversicherungsanstalten zurück. Für das Jahr 1908 stehen die entsprechenden Angaben für die Krankenkassen und Berufsgenossenschaften noch aus, weshalb ein Vergleich nur bis zum Jahre 1907 möglich ist.

Neben diesen lediglich die Heilbehandlung an sich berührenden Aufwendungen gibt es nun auch noch andere, die, indirekt erfolgend, von fast gleich

großer Bedeutung für die Volksgesundheit sind. Gemeint sind solche Ausgaben, die dazu dienen, die Krankenpflege auf dem Lande, sowie die Krankenfürsorge-Vereine und -Einrichtungen zu fördern. Die Aufwendungen für beide Gruppen sind jedoch neueren Datums als die direkten. Zur ersten Gruppe gehören Einrichtung und Unterhaltung von Gemeindepflege-, Landkranken- und Diakonissenstationen und Gemeindegewerkschaften. Die gesamten Aufwendungen hierfür erreichten 1908 die Summe von 214 093 M., im Jahre 1904 hatten sie noch nicht einmal deren Hälfte ausgemacht. In der zweiten Gruppe werden Ausgaben verschiedener Art zusammengefaßt, und zwar zur Bekämpfung der Lungentuberkulose (248 805 M. im Jahre 1908), des Alkoholmißbrauches (5316 M.) und der Geschlechtskrankheiten (2 188 M.). Unter einer dritten Gruppe endlich, die mit 95 344 M. im Jahre 1908 ausgestattet worden ist, sind Beihilfen zur Errichtung und zum Betriebe von Tages- und Walderholungsstätten, Beiträge an die verschiedensten Vereine für Volkshygiene u. a. m. begriffen. Den hierfür ausgeworfenen Betrag kann man wohl ohne weiteres denjenigen Aufwendungen zurechnen, die der Bekämpfung der (Lungen-) Tuberkulose dienen, da es sich vorliegendenfalls in der großen Hauptsache um Einrichtungen handelt, durch welche einer Ansteckungsgefahr der von dieser Seuche bedrohten Kinder vorgebeugt werden soll. Hierher gehören ferner auch noch diejenigen Leistungen der Landesversicherungsanstalten, die in Darlehen an Gemeinden, auch wohl an Vereine und Genossenschaften für die Gründung und Erbauung von Lungenheilstätten bestehen und zu mäßigem Zinsfuß begeben zu werden pflegen. Bis zum Schluß des Jahres 1908 sind auf diesem Wege im ganzen 11 000 000 M. ausgeliehen worden. In der Mehrzahl der Fälle haben die betreffenden Anstalten an die Hergabe der Darlehen gewisse Bedingungen, wie z. B. die Bereitstellung einer Anzahl Betten oder ermäßigte Verpflegungssätze, geknüpft, um sich von vornherein bestimmte Vorteile für die Aufnahme der von ihnen zu überweisenden Lungenkranken zu sichern. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß sich durchschnittlich die Verpflegungssätze für die an Lungentuberkulose erkrankten Personen höher als für die an anderen Krankheiten Leidenden stellen, da die gereichte Kost kräftiger und die Dauer der Behandlung bedeutend länger zu sein pflegt.

Wir sehen also, wie die Träger der Invalidenversicherung, die Landesversicherungsanstalten, mehr und mehr zu der Erkenntnis gelangen, welche hohen sozialen Aufgaben ihnen in unserem heutigen immer aufreibender sich gestaltenden Kampf ums Dasein zu lösen beschieden sind, und wie sie sich ihre Erfüllung denken. Neben der stetig größeren Umfang gewinnenden und mit steigendem Erfolg verknüpften Bekämpfung der Tuberkulose wenden die Versicherungsanstalten erfreulicherweise neuerdings auch ein erhöhtes Interesse insbesondere dem Alkoholismus und seinen Gefahren zu. Um so mehr ist die werktätige Inangriffnahme auch dieser Frage zu begrüßen, als es wohl kaum ein Gebiet von gleich hoher Bedeutung für die Wohlfahrt des Staates gibt als gerade dieses und auf dem — so merkwürdig es klingen mag — gerade im Deutschen Reich noch wenig wirkliche Erfolge von größerer Bedeutung erzielt worden sind.

G. KOEPFER, KOBLENZ: KRANKENKASSEN FÜR SELBSTÄNDIGE HANDWERKER.



Die Form der Zwangsversicherung ist im deutschen Krankenkassenwesen so musterhaft durchgebildet, wie wohl in keinem Staate der Welt. Dagegen beschäftigen sich nur außerordentlich wenige große Versicherungsgesellschaften mit der freiwilligen Versicherung, da das Risiko derselben offenbar ein beträchtliches ist und die Tabellen, die bei der Zwangsversicherung ermittelt worden sind, wohl ohne weiteres auf die freiwillige Versicherung nicht Anwendung finden können. Während also eine ernsthafte Versicherungsmöglichkeit hier in erster Linie für den selbständigen Handwerker und Gewerbetreibenden bisher nur in geringem Umfange bestand, wucherten freie Hilfskassen, die fast durchweg einem unlauteren Spekulationsbedürfnis entsprangen, um so zahlreicher empor, ohne daß es den Behörden gelungen wäre, hiergegen erfolgreich aufzutreten.

So mußte der Herr Regierungspräsident in Kassel öffentlich vor einer Kranken- und Unterstützungskasse warnen, die im Jahre 1907 bei einer reinen Jahreseinnahme von 33860 Mk. für Verwaltungskosten 25636 Mk. 16 Pfg., im Jahre 1908 bei einer Einnahme von 182679 Mk. 62 Pfg. an Verwaltungskosten 112865 Mk. 82 Pfg. ausgab. Derartige Fälle stehen jedoch keineswegs vereinzelt da, so daß gerade auf diesem Gebiete die Zustände ein energisches Eingreifen erfordern.

Um den herrschenden Mißständen zu begegnen, und andererseits auch dem selbständigen Handwerker und Gewerbetreibenden die Möglichkeit einer wirklichen soliden Versicherung zu bieten, hat die Handwerkskammer in Koblenz im Jahre 1901 den Anstoß zur Errichtung einer Krankenkasse gegeben, die bisher sich außerordentlich glücklich entfaltet hat. Die Kasse wurde seinerzeit gewissermaßen probeweise für Koblenz und seine allernächste Umgebung begründet, da man zunächst mangels genügender Unterlagen Erfahrungen hinsichtlich der Höhe der Prämien zu machen wünschte. Auch schien es nach den Erfahrungen an anderen Orten zweckmäßig, den Kreis nicht allzuweit auszudehnen, da die Krankenkontrolle bei größeren Bezirken nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet. Zur Versicherung zugelassen wurden alle selbständigen Handwerker und Gewerbetreibenden, ausserdem Angestellte verschiedener Berufe sowie solche weibliche Personen, die entweder einen gewerblichen Beruf selbständig ausübten, oder Ehefrauen Versicherungsberechtigter waren. Weibliche Personen wurden jedoch nur für die unterste Klasse der Versicherung zugelassen. Im allgemeinen wurde durch Statut weiter festgelegt, daß das Mindestalter für die Aufnahme 20 Jahre sein sollte, daß weiterhin Personen über 50 Jahre von der Aufnahme ausgeschlossen waren. Während der ersten drei Monate des Bestehens der Kasse wurde die Altersgrenze allerdings auf 60 Jahre hinaufgesetzt.

Nach dem Bestand vom 1. Januar 1909 gruppieren sich die 808 Mitglieder der Kasse nach folgenden Altersstufen:

98 Mitglieder im Alter von 20 bis 30 Jahren						
300	„	„	„	31	„	40 „
261	„	„	„	41	„	50 „
120	„	„	„	51	„	60 „
29	„	„	„	61	„	und darüber.

Späterhin wurde die Einrichtung getroffen, auch außerordentliche Mitglieder in die Kasse aufzunehmen. Veranlaßt wurde der Vorstand der Kasse zu diesem Schritt aus der Erwägung heraus, daß manche Personen in günstigen Vermögensverhältnissen sich finden dürften, die ein derartiges Unternehmen von sozialer Bedeutung gerne mit einem Jahresbeitrag unterstützen würden, ohne selbst die Kasseneinrichtungen in Anspruch zu nehmen. Die außerordentliche Mitgliedschaft zur Kasse konnte danach erworben werden durch einmalige Zahlung von 50 Mk. oder durch einen Jahresbeitrag von 5 Mk. Es hat sich gezeigt, daß die Vermutung richtig war, so daß der Bestand an außerordentlichen Mitgliedern immerhin nicht unbeträchtlich ist. Die Beiträge zur Krankenkasse sind nach der Höhe des Krankengeldes abgestuft. In der I. Klasse, die ein wöchentliches Krankengeld von 24 Mk. gewährt, beträgt der monatliche Beitrag 3,40 Mk., in der II. Klasse bei 18 Mk. Krankengeld 2,50 Mk., in der III. Klasse bei 12 Mk. Krankengeld 1,70 Mk., in der IV. Klasse bei 9 Mk. Krankengeld 1,25 Mk. Das Krankengeld wird während 13 Wochen in voller Höhe gezahlt bei Nachweis der Arbeitsunfähigkeit. Bleibt das Mitglied zwar erwerbsfähig, muß jedoch Arzt und Apotheke in Anspruch nehmen, so tritt hierfür eine Vergütung bis zur Hälfte des Krankengeldes ein. Ein Anspruch auf Krankengeld beginnt erst nach Ablauf einer Karenzzeit von 20 Wochen. Die Leistungen der Kasse bis zum 1. Januar 1909 ergeben sich aus folgender Tabelle:

	Krankengeld	Arzt u. Arznei- kosten	Wöchne- rinnenunter- stützung	Beihilfe zu den Begräbnis- kosten
	M	M	M	M
1901	490,—	—	—	—
1902	10036,50	—	—	—
1903	9893,50	801,40	108,—	60,—
1904	14080,50	2174,56	180,—	210,—
1905	14486,50	3048,17	144,—	185,—
1906	16334,45	4665,62	180,—	330,—
1907	17763,50	6165,67	144,—	485,—
1908	16382,50	5314,01	108,—	315,—
	99467,45	22169,43	108,—	315,—

Die Gesamtleistung belief sich bis zu dem genannten Termin auf 124 085,88 Mk. und gestattete außerdem noch die Ansammlung eines Reservefonds von 31 319,16 Mk. Neben diesen Leistungen an Krankengeld gewährt die Kasse noch ein Sterbegeld in Höhe von 45 bis zu 120 Mk. Die Unkosten der Kasse haben sich als sehr gering erwiesen und dürften alles in allem 15% nicht übersteigen. Es wird nunmehr beabsichtigt, die Krankenkassen dieser Art zu einem Verbandszusammenschließen, um gleichzeitig auch die Rückversicherung zu betreiben. Nach dem Muster der Koblenzer Kasse sind nachträglich im Bezirk der Handwerkskammer zu Koblenz noch zwei weitere Kassen begründet worden, während die Errichtung zweier weiterer bevorsteht. Es erscheint zweckmäßig, wenn alle hierzu berufenen Organe ihre Tätigkeit energisch auf dieses Gebiet ausdehnen, um Auswüchsen zu begegnen, wie sie oben gekennzeichnet sind und um das zweifellos vorhandene Bedürfnis nach einer Versicherung gegen Krankheitsfälle auch bei den selbständigen Handwerkern und Gewerbetreibenden befriedigen zu können.



INGENIEUR OTTO GRAF: DIE IM DEUTSCHEN REICH GEPLANTE HINTERBLIEBENENVERSICHERUNG (WITWEN- UND WAISENVERSICHERUNG).



M 2. April v. J. hat der Reichskanzler dem Bundesrat einen Entwurf zur Reform der Arbeiterversicherung übergeben. Gleichzeitig ist das umfangreiche Werk*) der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Der Kreis der Versicherten soll nach dem Entwurf bedeutend erweitert werden, nahezu die Hälfte des deutschen Volks wird von der Sozialversicherung umfaßt werden. Zahlreiche und tiefgreifende Änderungen der bestehenden Einrichtungen und Bestimmungen sind vorgeschlagen.

Ganz neu und ohne Vorbild in der gesamten Kulturwelt ist die geplante Hinterbliebenenversicherung. Bereits durch den § 15 des Zolltarifgesetzes vom 25. Dezember 1902 ist ihre Einführung am 1. Januar 1910 vorgesehen**). Mehreinnahmen aus bestimmten Zöllen sollten die Hinterbliebenenfürsorge unterstützen. Die herangezogenen Einnahmen waren jedoch in den letzten Jahren sehr schwankend und sind mehrfach ganz ausgeblieben. Der § 15 des Zolltarifgesetzes soll deshalb durch andere gesetzliche Vorschriften ersetzt werden, welche einen festen Beitrag des Reiches bestimmen.

Die weiteren Kosten für die neue Versicherung sollen gemeinschaftlich mit den Beiträgen der bestehenden Invalidenversicherung erhoben werden, und ist dazu eine durchschnittliche Erhöhung dieser Beiträge um 25% vorgesehen. Dies bedeutet für den bisherigen Kreis der Versicherten nach den Leistungen des letzten Jahres etwa 45 Millionen Mark. In Anbetracht der Unsicherheit in der Bezeichnung der erforderlichen Geldmittel ist eine neue Festsetzung der Beiträge nach einem Jahr beabsichtigt. Getragen würden die Beiträge wie bei der Invalidenversicherung je zur Hälfte von den Versicherten und den Arbeitgebern; dazu tritt der schon erwähnte Reichszuschuß von schätzungsweise 50 Millionen Mark. Von der Heranziehung der Gemeindeverwaltungen zur Deckung der Kosten der Hinterbliebenenfürsorge ist abgesehen worden mit Rücksicht auf praktische Schwierigkeiten zur Bestimmung eines gerechten Maßstabes für die Belastung der einzelnen Gemeinden, welche allerdings mit der Einführung der neuen Reichsversicherung eine bedeutende Abnahme der Armenlasten zu erwarten haben.

Die Verwaltung der Hinterbliebenenversicherung wird mit derjenigen der Invalidenversicherung zusammenfallen, wodurch die Einführung sehr erleichtert ist.

Berechtigt für den Empfang der Fürsorge sollen die Angehörigen eines Versicherten werden, welcher bei seinem Tode die Bedingungen für den Bezug einer Invalidenrente erfüllt hat. Die Fürsorge soll sich erstrecken vor allem auf die Witwen (Witwenrenten) und auf die Waisen unter 15 Jahren (Waisenrenten). Vaterlosen Kindern einer verstorbenen weiblichen Versicherten gewährt der Entwurf ebenfalls die Unterstützung als Waise. Das gleiche kann unter bestimmten Voraussetzungen bei Enkeln eintreten.

*) Entwurf einer Reichsversicherungsordnung, Carl Heymanns Verlag, Berlin 1909. Das Gesetz enthält 1793 Paragraphen; eine Begründung ist angefügt.

**) Dieser Zeitpunkt soll nach einer inzwischen an den Reichstag gelangten Vorlage auf den 1. Januar 1911 verschoben werden.

Für die Gewährung der Unterstützungen sind wesentliche Einschränkungen vorgesehen. Freiwillig geleistete Beiträge werden nur zur Hälfte angesetzt, weil von den freiwillig Versicherten angenommen wird, daß fast ausschließlich verheiratete Personen die Selbstversicherung gebrauchen, und andererseits von den Pflichtversicherten bekannt ist, daß nur etwa die Hälfte verheiratet ist. Sodann beabsichtigt der Entwurf, nur den invaliden Witwen Beihilfe zu gewähren. Allen Witwen sogleich nach dem Tod des Ehemanns eine fortlaufende Unterstützung zuzuweisen, ist mit Rücksicht auf das unbekannte Risiko und unter Beachtung von Wünschen, die im Reichstag geäußert worden sind, zunächst nicht vorgeschlagen. Dabei wird allerdings gewünscht, daß entgegen der Absicht der Regierung schon jetzt eine milde Fassung der Invalidität und eine mäßige Altersgrenze zu schaffen sei. Ein anderer Vorschlag ist, die Witwenrente unter entsprechenden Voraussetzungen von der Anzahl der Waisen abhängig zu machen.

Die Höhe der Fürsorge soll für das Jahr betragen:

bei den Witwen (Witwenrente) 50 M. Reichszuschuß und $\frac{3}{10}$ des Grundbetrags und der Steigerungssätze der Invalidenrente*), zu welcher der Verstorbene im Falle der Invalidität berechtigt gewesen ist;

bei den Waisen (Waisenrente) 25 M. Reichszuschuß und $\frac{3}{10}$ des Grundbetrags und der Steigerungssätze des Vaters für das erste Kind, $\frac{1}{10}$ für jedes weitere.

Insgesamt dürfen die Hinterbliebenenrenten das $1\frac{1}{2}$ -fache der Invalidenrente des Vaters, die Waisenrenten allein den einfachen Betrag dieser Rente nicht überschreiten. Über die Größe der Beträge geben die Spalten 5 bis 10 der Zusammenstellung Auskunft, welche einer ausführlichen Zahlentafel in der Begründung des Gesetzentwurfs entnommen ist.

Zusammenstellung.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Anzahl der zurückgelegten Beitragsjahre	Wenn der Versicherungsfall nach Ablauf der in Spalte 1 verzeichneten Beitragsjahre eintritt, so beträgt								
	das vollendete Lebensjahr	die Zahl der nachge- wiesenen Beitrags- wochen	der Wert der ge- zahlten Beiträge (ohne Zinsen) „	die In- validen- rente des Vaters „	die Witwen- rente „	Der Waisenrentenbezug beim Vorhandensein von			
						1	2	4	6
						Kind „	Kindern „	Kindern „	Kindern „
in Lohnklasse I (bis 350 M. Jahresverdienst)									
10	26	500	80,00	125,40	72,60	36,60	63,60	117,00	171,00
30	46	1500	240,00	155,40	81,60	40,80	68,40	124,20	179,40
50	66	2500	400,00	185,40	90,60	45,60	73,80	130,80	187,20
in Lohnklasse V (über 1150 M. Jahresverdienst)									
10	26	500	230,00	210,00	98,40	49,20	78,00	136,20	194,40
30	46	1500	690,00	330,00	134,40	67,20	99,00	163,20	227,40
50	66	2500	1150,00	450,00	170,40	85,20	120,00	190,20	260,40

*) Die jährliche Invalidenrente besteht aus 50 M. Reichszuschuß, dem Grundbetrag, berechnet aus 500 Beiträgen der höchsten Lohnklassen (schwankend für einen Wochenbeitrag je nach der Lohnklasse zwischen 12 und 20 Pfennig) und den Steigerungssätzen (für einen Wochenbeitrag je nach der Lohnklasse 3 bis 12 Pfennig).

Hat die Witwe bis zu dem Tod des Ehemannes als Versicherte selbst das Recht zum Bezug einer Invalidenrente erworben oder die Anwartschaft zu einer solchen Rente aufrechterhalten, so tritt nach dem Gesetzentwurf die höhere Invalidenrente an die Stelle der Witwenrente. Als Entgelt für die entgangene Witwenrente würde unmittelbar nach dem Tode des Mannes, wobei erhebliche Auslagen abzutragen sind, ein einmaliges Witwengeld (zwölfacher Monatsbetrag der Witwenrente) gewährt und den Waisen wird zur Vollendung des 15. Lebensjahrs eine Waisenaussteuer (achtbarer Monatsbetrag der bezogenen Waisenrente) zugesagt als Unterstützung für die Bestreitung der zum Eintritt in die Berufstätigkeit entstehenden außerordentlichen Ausgaben.

Groß sind die geplanten Beträge der Beihilfe nicht. Die darin liegende Vorsicht erscheint begründet, wenn auch die Bestrebungen zu einer Erhöhung der Leistungen früher oder später zum Erfolg führen werden. „Die Höhe der Hinterbliebenenbezüge ist danach zu bemessen, welche Mittel zur Verfügung stehen und welche Leistungen den Arbeitgebern und den Versicherten nach ihrer finanziellen Tragkraft, zumal im Hinblick auf das stetige Anwachsen anderer öffentlicher Lasten, angesonnen werden können. Vergewärtigt man sich, daß die Einführung der Hinterbliebenenversicherung an sich einen außerordentlichen Fortschritt in der sozialen Fürsorge bedeutet, daß es sich ferner um einen ersten Schritt in der gesetzlichen Fürsorge auf einem Gebiete handelt, auf dem es in der Gesetzgebung anderer Länder keinen Vorgang gibt, so wird es verstanden werden, wenn die Bezüge aus der Versicherung für den Anfang so gehalten werden, daß in ihnen lediglich eine bescheidene, für den Aufenthalt an billigen Orten eben ausreichende Unterstützung erblickt werden kann.“*)

CHRONIK

VORSCHLÄGE zur Schalldämpfung in Mietshäusern. Im Mietshaus wird man niemals so ungestört und ruhig wohnen können wie in einem Einfamilienhause. Man kann aber mit einer guten Bauweise und besseren Hausordnungen sehr viel erreichen.

Das wichtigste ist, daß die Deckenkonstruktionen, welche übereinanderliegende Wohnungen voneinander trennen, möglichst schalldicht seien. Und gerade hierauf wird am wenigsten geachtet.

In den meisten Städten werden diese Decken nach einem Schema hergestellt, das in bezug auf Schalldichtigkeit vieles zu wünschen läßt. Die Fußbodenbretter liegen direkt auf den Balken, und die Balken auf massiven Mauern. Der auf den Fußbodenbrettern entstehende Schall wird durch die Balken zu den massiven Mauern und von ihnen um so besser nach allen Richtungen hin weiter geleitet, je solider sie gebaut sind. Man könnte mit geringem Mehraufwand eine Decke konstru-

*) Der Aufsatz wurde Ende Juli geschrieben. Die Redaktion.

ieren, bei der die Fußbodenbretter mit den auf massiven Mauern liegenden Balken gar nicht in Berührung kommen. In der Zeitschrift des deutschen Antilärmvereins dem „Recht auf Stille“ ist von mir die folgende Konstruktion zur allgemeinen Anwendung empfohlen worden.

Die Balken werden in bisher üblicher Weise verlegt und die Zwischenräume der Balken wie bisher „ausgestaakt“ (mit Brettern belegt). Die Staaken erhalten nach wie vor eine Lehmaufschüttung, aber die nunmehr folgende Aufschüttung aus Sand oder Koaksasche soll nicht nur, wie bisher üblich, bis zur Oberkante der Balken reichen, sondern die Balken noch etwa 20 cm hoch bedecken. In diese hohe Aufschüttung „bette“ (lege) man, wie bei Massivdecken, „Lagerhölzer“ und befestige die Fußbodenbretter auf diese Lagerhölzer, die von den Balken durch die lose Aufschüttung isoliert sind.

Gipsdielen und Drahtputzwände müßten als Scheidewände zwischen zwei Wohnungen polizeilich verboten sein. Die aus Stabilitätsgründen ohnedies notwendigen 25 cm starken, massiven Verbindungsmauern müßten so gelegt werden, daß sie zugleich als Scheidewände der Wohnungen dienen. Wo das nicht möglich ist, stelle man zwei Gipsdielenwände nebeneinander und fülle den Zwischenraum mit Sand oder Asche aus. Noch besser wirkt eine Mauer aus porösen Steinen; z. B. die nach Prüfischem Patent.

In den Hausordnungen der Mietskontrakte wäre dann noch die folgende Klausel unerlässlich: Musikinstrumente dürfen nur an freitragende Scheidewände, aber niemals an eine die Nachbarwohnung begrenzende, oder an sonst eine massive Mauer gestellt werden.

Durch Befolgung dieser einfachen Schutzmaßregeln würde das Leben in den Mietshäusern der großen

Städte bedeutend ungestörter und angenehmer gestaltet werden können.

*Oskar Gellert, Architekt,
Berlin-Friedenau.*



Bekämpfung der Tuberkulose durch die Schule. Die Schrift ist im Auftrage des Präsidenten des „Deutschen Zentral-Komitees z. Bekämpfung der Tuberkulose“ verfaßt und soll der Lehrerschaft eine Anleitung geben, in welcher Weise sie an dem Kampfe gegen diese Volksseuche teilnehmen kann. Im ersten Teile wurden von dem medizinischen Sachverständigen die Maßnahmen der Tuberkulosebekämpfung im allgemeinen geschildert. Ein zweiter Abschnitt zeichnet die Organisation der Tuberkulosebekämpfung in Deutschland und die bisher erzielten Erfolge. Im zweiten Hauptabschnitt führt der pädagogische Praktiker aus, wie die von der ärztlichen Wissenschaft gefundenen Ergebnisse für die Schule dienstbar gemacht werden können. Es soll den Lehrern das Rüstzeug für den Kampf gegen die Tuberkulose geliefert werden. Besonders eingehend sind hier die indirekten Maßnahmen wie 1. die Verhütung der Ansteckungsgefahr seitens der Schule, 2. die Hebung der Widerstandskraft des kindlichen Körpers, 3. die Förderung der Volksgesundheit durch die Schule abgehandelt. Die im Anhang befindlichen Beigaben aus der Praxis des Unterrichts werden jedem Schulmann sehr willkommen sein. *)

*) Prof. Dr. Nietner und Friedrich Lorentz, Lehrer in Berlin. Das Wesen der Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfung durch die Schule. Eine Anweisung für die Lehrerschaft. Berlin 1909. Verlag des Deutschen Zentral-Komitees zur Bekämpfung der Tuberkulose. Geschäftsstelle: Berlin W. 9, Königin-Augusta-Str. 11. (112 Seiten mit VII Tafeln.)



Die Hebung des Trinkmilchverbrauches. Das wichtigste Problem in der Alkoholfrage war für den Hygieniker das: Wodurch ersetzen wir am geeignetsten die alkoholhaltigen Getränke? Die Antwort lautet: Nur dadurch, daß man vollwertige Ersatzgetränke dem Alkohol gegenüberstellt. Aber schaffen wir keine Kunstprodukte, wenn wir die Erzeugnisse der Natur noch in Fülle haben. In der Kuhmilch haben wir ein Getränk, einen Ersatz, wie wir ihn ausgezeichnet gar nicht denken können, mehr als einen Ersatz, — ein richtiges „Volksnahrungsmittel“, das mit unsern anderen Volksnahrungsmitteln sehr gut einen Vergleich aufhalten kann, wie aus der folgenden Tabelle hervorgeht.

Für 1 Mark erhält man (nach Rubner):

Nahrungsmittel	Gewicht	Kalorien	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
Kartoffel	16666	18724	333	265	3633
Erbsen ..	4166	14747	937	104	2424
Kommißbrot ..	5350	13492	412	76	2307
Reis	3333	11358	233	17	3500
Rindsfett	1042	9588	—	1031	—
Rohrzucker	1100	4510	—	—	1100
Milch ...	5000	3288	165	175	240
Butter ..	333	2567	—	276	—
Salzhering	1100	2080	233	121	—
Schweiz. Käse ..	460	1891	151	126	—
Limburger Käse	684	1248	241	28	—
Rindfleisch	980	1142	159	53	—
Eier	745	1060	93	73	—

Prüfen wir nun die Argumente der Milchgegner. Sie erzählen von Krankheiten, die in Menge durch Milch übertragen worden sind, sie führen die Typhusepidemien an, die

ihre Quelle in sehr vielen Fällen in der Milch haben. Sie reden von Übertragungen der Tuberkulose durch Milchgenuß usw.

Es kann aber nicht genug hervorgehoben werden, welche ungeheure Bedeutung, in nützlicher Beziehung, diesen Mikroorganismen im Kreislauf der Natur zugeschrieben werden muß, wenngleich unter ihnen auch Feinde der Menschheit, Krankheitserreger sich befinden. Das Vorkommen letzterer in der Milch ist ein bei weitem nicht so häufiges, als gemeinhin angenommen wird. Ja, die pathogenen Mikroorganismen, die Krankheitserreger können mit gutem Willen des Produzenten in der Milch gänzlich ausgeschlossen werden, wenn nur die Produzenten und die Zwischenhändler die Vorsichtsmaßregeln anwenden, welche die moderne Milchhygiene aufgestellt hat.

Nichts als unbedingte Reinlichkeit erfordert die Güte einer Milch, eine Forderung, die ebenso an jedes andere Nahrungsmittel zu stellen ist.

Die Frage der Hebung des Trinkmilchverbrauches ist eine sozialhygienische, von höchster Bedeutung, zu deren Lösung Behörden, Vereine, wie auch der einzelne beitragen soll. Die beste Lösung würde ein Verein zur Hebung des Trinkmilchverbrauches sein. Im Rheinland und in Westfalen entstand unter Anregung von Prof. Dr. Kamp eine „Gemeinnützige Gesellschaft für Milchausschank G. m. b. H.“. Ein Hauptzweck dieser Gesellschaften ist die Errichtung von Milchschanhäuschen. Die rheinisch-westfälische Gesellschaft hatte bis Mitte November 1905 insgesamt 51 Milchhäuschen in den verschiedenen Bezirken errichtet, die, was besonders zu betonen ist, hauptsächlich von männlichen Gästen besucht wurden.

Die Milchhäuschen, die auch Brötchen abgeben sollen, was bei

Genuß von warmer Milch gewünscht werden wird, müssen selbstverständlich an Plätzen aufgestellt werden, wo ein reger Verkehr herrscht, an Kreuzungspunkten, Hauptstraßen usw. Ein sehr wesentlicher Punkt bei der Aufstellung der Milchküchen auf Plätzen oder in den Straßen der Städte ist ihre ästhetische Ausgestaltung.

In Fabriken, in Kasernen werden die Kantinen die Milchausschankstellen bilden, während in den Schulen an den Vesperhäuschen Milch verabreicht wird. Für die Schulen hat sich ein Verfahren z. B. in Reutlingen bewährt, das den Schulkindern der ärmeren Klassen täglich zweimal unentgeltlich eine Vesper, bestehend aus Milch und einem Wecken, verabreicht wird.

Bei der Errichtung der Milchausschankstellen werden die Bahnhöfe einen Hauptort darstellen. Rühmend ist in dieser Beziehung das Vorgehen der preussischen Staatsbahnverwaltung, die einen außerhalb der Bahnhofsperrse, aber noch auf eisenbahnfiskalischem Boden gelegenen Platz zur Verfügung stellte.

Noch sind die Milchautomaten zu nennen, wie sie schon in einigen Städten (Stockholm) Eingang gefunden haben. — Alle diese Fragen finden sich sachkundig erörtert in einer Schrift des Chemikers und Bakteriologen Dr. Adolf Reitz (Zur Hebung des Trinkmilchverbrauchs, Stuttgart, Verlag der deutschen milchwirtschaftlichen Presse), der wir die obigen Mitteilungen entnommen haben.



Speisung der Schulkinder in Mailand. Seit mehreren Jahren erhalten alle Schulkinder Mailands ihre Beköstigung in den Schulen der Stadt, die Kinder begüterter Eltern gegen Bezahlung, die andern unentgeltlich (wie Alessandro Schiavi in den Annales

de la regie directe näher ausführt). Im Schuljahre 1900/01 führte man diese Speisung zunächst für die Schüler der niederen Klassen durch; seither hat man sie auch auf die höheren Schulklassen ausgedehnt; statt kalter Speisen wie früher wird jetzt warme Nahrung gereicht. So erhalten die Kinder der bedürftigen Mailänder Volksklassen, vor allem auch Waisenkinder, um 12 Uhr ein unentgeltliches, vollständiges Mittag.

In jenen Schulen, in denen bloß kalte Speisen verabreicht werden (Käse, kaltes Fleisch, Wurst), betragen die Kosten 10 bis 12 Cent. pro Kind und Tag, in den andern Schulen, die eine warme Mahlzeit bieten (Reis, Fleisch mit Makkaroni und Erdäpfeln), 40 Cent. pro Kind und Tag. Die Zubereitung der Speisen wird von einem von der Stadtgemeinde ernannten Personale besorgt. Ungefähr ein Drittel der Schulkinder der niederen Klassen und ein Fünftel der Schulkinder der oberen Klassen werden derart unentgeltlich gespeist, die andern Kinder zahlen, wenn sie die Speisung in Anspruch nehmen, 15 Ct. pro Portion.

Von aller Linderung des Elends, aller physischen und moralischen Stärkung der neuen Generation abgesehen, sind die Vorteile der neuen Institution vor allem auch in der Förderung und Erweiterung des Unterrichts zutage getreten. Je weiter die Speisung ausgedehnt wurde, desto seltener blieben die Kinder von der Schule fern. Während man im Schuljahre 1900/01 noch mit 11% aller Schultage, an denen die Kinder vom Unterricht fernblieben, rechnen mußte, ist diese Ziffer von Jahr zu Jahr gesunken und betrug im Jahre 1904/05 nur noch 6%.

Auch diejenigen konservativen Kreise und Persönlichkeiten, die ehedem sich der Einführung der Schulkinderspeisung in Mailand widersetzt hatten, haben sich seither mit der

segsreichen Einrichtung ausgesöhnt; ihr Wert für die Schule, für die Familien und die Kinder wird von allen Seiten anerkannt.



250 000 Abstinente im Deutschen Reiche. Nach einer Berechnung von Dr. Kraut, dem Geschäftsführer des Allgemeinen Zentralverbandes gegen den Alkoholismus beträgt die Gesamtzahl der im Deutschen Reiche organisierten Abstinente im Jahre 1909 genau 98 270 Erwachsene und 22 839 Jugendliche, bei den Erwachsenen beträgt das Plus gegen das Vorjahr 14 170, bei den Jugendlichen etwa ein Drittel (die Zuwachszahlen sind nicht genau angegeben). Wie der „Alkoholgegner“ dazu ergänzend mitteilt, sind hierin die zahlreichen Vegetarierversammlungen, die Heilsarmee und andere Reformorganisationen, die gleichfalls völlig abstinente leben, nicht mit eingezeichnet, so daß die Gesamtzahl der Abstinente mit einer Viertelmillion eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte.



Alkoholbekämpfung in den britischen Schulen. Die englische Unterrichtsverwaltung hat die Einlegung eigener Unterrichtsstunden angeordnet, die den Fragen „Trunksucht und Mäßigkeit“ gewidmet sein sollen. Ein gedrängter Leitfaden für die Lehrer, aus einem reichen Tatsachenmaterial gezogen, ermöglicht den Unterrichtenden, die Verheerungen der Trunksucht in überzeugender und für den kindlichen Verstand eindrucksvoller Weise darzustellen. Dreimal im Jahre soll der Gegenstand unter Anpassung an die verschiedene geistige Befähigung der Kinder in jeder Klasse durchgenommen werden. In diesen Stunden, die als Ausbau des allgemeinen Hygieneunterrichts gedacht sind, wird auf den „Unterstufen zunächst ganz elementar auf die verschiedenen Nah-

rungsmittel und ihre Bedeutung hingewiesen, auf den Mittelstufen dann bereits die Schädlichkeit des Alkohols im einzelnen gezeigt und auf der Oberstufe auch auf die sozialen Gefahren des Alkoholismus direkt aufmerksam gemacht.

Die Schäden des Alkoholismus werden den Kindern nach folgendem Schema plastisch dargestellt. Die Trunksucht verursacht:

1. Zwecklose Geldausgaben, welche die für Lebensbedürfnisse notwendigen Mittel beschränken.

2. Unfähigwerden zur Arbeit, Verarmung.

3. Verlust der Selbstachtung.

4. Moralische Verwilderung und Verbrechen.

5. Krankheit und Irrsinn.

6. Unglück der Frau und der Kinder, Zusammenbruch der Familie.

Auf der Oberstufe wird gleichzeitig gezeigt werden, wie sehr die körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen durch Enthaltung vom Alkoholgenuß wachsen. Ferner werden Daten über die Sterblichkeit, die durch den Alkoholismus und seine Folgekrankheiten entsteht, angeführt, und endlich auch die so überaus hohen Geldausgaben des britischen Volkes für alkoholische Getränke (3 200 000 000 Mk. pro Jahr). Durch alle diese Darlegungen soll den Kindern von früh auf die Überzeugung eingepflanzet werden, um wie viel besser sie daran sind, wenn sie sich des Alkohols enthalten.



Eine Ausstellung für Zahnheilkunde fand vor einiger Zeit in Berlin anläßlich des gleichzeitig tagenden zahnärztlichen Kongresses statt. Sie bot ein außerordentlich übersichtliches Bild von dem Stande der dentistischen Wissenschaft und der sie unterstützenden Technik. Einen gewissen agitatorischen Wert besaß die Ausstellung des Deutschen Zentralkomi-

tees für Zahnpflege in den Schulen, das ein reiches statistisches Material über die Erfolge seiner Arbeit, Wandtafeln, Photographien usw. ausgestellt hat. Unter den Städten, die von Gemeinde wegen die Zahnpflege in den Schulen eingeführt haben, steht Straßburg obenan, das im Laufe von sechs Jahren 35 000 Kinder in einer Schulklinik behandeln ließ. Die hierfür aufgewendeten Kosten betrugen über 11 000 M. allein im Jahre 1908. Aber auch Freiburg i. Br., Worms, Nordhausen, Heidelberg und Meiningen haben vorzüglich eingerichtete Schulkliniken. Einen retrospektiven Charakter hatten die Ausstellungsgegenstände des Kaiserin Friedrich-Krankenhauses, die namentlich in Bildern und Instrumenten bestehen. Man sah da Zahnzangen aus alter Zeit, die in ihrer Form bedenklich an die großen Hausschlüssel erinnern, mit denen der Dorfbader noch jetzt Zähne zu ziehen pflegt. Die zahnärztliche Wissenschaft hat natürlich auch eine eigene Industrie ins Leben gerufen, die namentlich in Deutschland und Amerika blüht. Unter ihren Objekten fanden sich Ausstellungsgegenstände für vollständige Kliniken, darunter z. B. Operationsstühle von einer Eleganz und einem Raffinement der Bequemlichkeit, daß das Zahnziehen in ihnen direkt ein Vergnügen sein muß. In Amerika befindet sich die zurzeit größte Fabrik für künstliche Zähne, die jeden Tag deren 92 000 Stück produziert. Sie sind von einer Schönheit, wie sie die Natur niemals hervorbringt. Verschiedene Größen der Zahnheilkunde hatten wissenschaftliche Sammlungen ausgestellt, z. B. Wachsmodele, die die Verunstaltungen gewisser Krankheiten im Gesichte zeigen. Die medizinische Abteilung des Kriegsministeriums hatte alte Zahnzangen, wie sie früher im Heere üblich waren, ausgestellt.

Wintersport. Die Rasse wird nicht weichlicher durch die Kultur, im Gegenteil, die Gestaltung des Lebens in unseren Tagen erfordert Kraft, Geistesgegenwart, Selbstvertrauen und fortdauernde Stählung von Geist und Körper.

Das Mittel zur Steigerung und systematischen Ausbildung aller Körperkräfte bietet der Sport. Sport zu Wasser und zu Lande, Luftsport, Sport zu allen Zeiten des Jahres.

Bis vor wenigen Jahren noch beschränkte sich der Sport im wesentlichen auf die gute Jahreszeit, und ausgenommen Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren war es still draußen im Lande, wenn der Winter kam. Namentlich die Alpen lagen vereinsamt, oben in den Sommerhotels war alles verschlossen und verlassen. Heute ist das mit einem Schlage anders geworden. Ebenso leicht im Winter wie im Sommer fährt man im bequemen Bahnkupee den Arlberg hinauf.

Man gelangt in die steirische Gebirgswelt, in die Landschaften Niederösterreichs, auf den Wechsel, den Stuhlegg, den Semmering, überall führen die Schienenwege aufwärts in Eis und in Schnee. Die Technik ermöglicht da oben zu leben, in reiner Wintersonne den Körper, der in dem Winternebel der Städte erschlaft ist, zu erfrischen. Man fährt im Rodelschlitten über kilometerlange Hänge, man saust auf dem Ski über Schneefelder stunden- und tagelang, und man wird ruhig und gesund, ausdauernd und erfrischt und lernt es, Vertrauen in seinen Körper zu haben, man lernt neue Weltanschauung im Winter in den Bergen. Man lernt Dankbarkeit gegen die vielgeschmähte Jetztzeit, Dankbarkeit gegen die Maschinenzeit, die durch ihre Schienenstränge diese Auffrischung des Geistes und Körpers erst möglich gemacht hat.

Die Errichtung schwimmender Sanatorien wird, wie die Pariser „Revue“ berichtet, derzeit im Sinne eines Vorschlages von Dr. Edward Gray in Angriff genommen. Die erste dieser Anstalten wird auf einem 5000 Tonnen großen Schiff installiert werden und eine beschränkte Anzahl Kranker und Ruhebedürftiger aufnehmen.

Man wird an den einsamen Küsten des Adriatischen Meeres kreuzen, das sich wegen seiner Sturmgeschüttheit, seiner fast ungetrübten Sonne, und seiner günstigen Temperatur besonders für diese Zwecke zu eignen scheint.

Man nimmt an, daß besonders Melancholiker von dieser neuen Kurmethode Gebrauch machen werden. Mit ansteckenden Krankheiten Behaftete werden vorläufig nicht aufgenommen, sollen aber späterhin in eigens dafür gebauten Schiffen untergebracht werden.



Bekämpfung der Prostitution minderjähriger Mädchen. In Frankreich

ist kürzlich ein neues Gesetz in Kraft getreten, das die Prostitution minderjähriger Mädchen durch eine Reihe umsichtiger Bestimmungen verhindern will. Jedes Mädchen unter 18 Jahren, das sich gewerbsmäßig prostituiert, soll von nun an vor den Richter geführt, von diesem aber nicht etwa einer Strafbamtsbehandlung unterworfen, sondern nach Maßgabe der Umstände an eigens zu errichtende Anstalten oder an Verwandte, welche sich für die Ob-sorge verpflichten wollen, übergeben werden.

Die Anstalten sollen durchaus nicht Gefängnischarakter tragen, sondern die jungen Mädchen durch Erlernung eines nützlichen Gewerbes und durch gedeihliche erzieherische Einwirkung auf einen rechten Lebenspfad zu bringen suchen.

Wieder ein weites Gebiet, auf dem die Besserung sozialer Übel, die bisher individuell versucht wurde, durch den Staat, durch die Gesamtheit also, für sich beansprucht und übernommen worden ist.



RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS VON PROF. DR. RODOLPHE BRODA-PARIS

RODOLPHE BRODA, PARIS: DIE BEWEGUNG
FÜR GESETZLICHES VERBOT ALKOHOLISCHER
GETRÄNKE.

UEBER die schweren Gefahren, welche der Alkoholmißbrauch sowohl für die Einzelnen als auch für ganze Volkskreise beinhaltet, herrscht nur eine Meinung. — Jeder Blick auf Zeitungsberichte über Roheitsverbrechen zeigt, daß dieselben überwiegend in berauschem Zustande begangen werden, daß also der Alkohol zum Verbrecher wurde. Die Vorgeschichte der meisten Personen, die heute in Irrenanstalten abgegeben werden, bedeutet Alkoholmißbrauch. Wer sich für das Leben der Arbeiterfamilie interessiert, wird immer wieder auf die Tatsache stoßen, daß jene Familien, welche von der Alkoholsekue verschont geblieben, ein erträgliches Dasein führen, während so viele Arbeiterheime durch die Trunksucht des Vaters in Verelendung und Verwahrlosung gesunken sind und häufig das Verbrechen um der Kinder ausbrüten! Wer die lebendigen Energien, die im Volke schlummern, messen und beurteilen will, findet immer wieder nichts ihnen Feindlicheres als den Alkoholgenuß.

Aus diesem Gedanken heraus haben sich bekanntlich einflußreiche Schichten zum erbarmungslosen Kampf gegen den Alkohol in Arbeiterkreisen entschlossen. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Alkoholkonsum die Willenskraft mindert, die Schlagfertigkeit und alle geistige Regsamkeit (Besuch belehrender Vorträge usw.) erstickt; daß der schöne Ansatz von Kultur, der sich im modernen Proletariate in so hervorragender Weise entwickelt hat, wo immer der Alkohol hinzutritt, zunichte wird.

Die Kirchen der angelsächsischen Länder haben auf ihre Weise die gleiche Erfahrung gesammelt, daß nichts dem Interesse an geistigen Dingen, nichts dem Familienleben, Erwerbssinn schädlicher ist, als der Alkoholismus, und so rüsteten auch sie sich zu seiner scharfen Bekämpfung.

In den nordischen Ländern haben alle geistig führenden Schichten aus dem Gesichtspunkte der Kulturerhaltung heraus ihren so schönen Kampf gegen den Alkohol begonnen und, wie später noch hier zu erörtern, das staatliche Verbot desselben durchgesetzt.

In den lateinischen Ländern ist die Bewegung schwächer, weil hier der Wein als Alkohol im Vordergrund steht und dieser bekanntlich minder schädlich ist als der Branntwein; anderseits wohl auch deshalb, weil die Strahlungspunkte kraftbewußter seelischer Erhaltung, wie in den protestantischen Kirchen und in der deutschen Sozialdemokratie, fehlen.

Die französische Antialkoholbewegung beharrt (wie übrigens in ähnlicher Weise auch die deutsche) in der Hoffnung, daß es der Überredung oder Er-

ziehung gelingen werde, des Alkoholübel Herr zu werden. Die französische „Ligue nationale contre l'alcoolisme“ übt nach dieser Richtung hin eine ausgedehnte, aufopferungsvolle Tätigkeit und tut, was immer derart möglich ist. Auch die deutschen Abstinenzvereine, die englischen temperance-societies und die internationalen Guttempler-Orden gehen auf gleicher Linie vor. Was zunächst die Versuche anlangt, durch Versammlungen, durch Vorträge von Freunden und Gesinnungsgenossen in den alkoholgegnerrischen Vereinen auf die Vermeidung alkoholischer Getränke hinzuwirken, so sind sie gewiß insoweit wertvoll, als gewisse Propagandazentren geschaffen werden; ja, diese sind unentbehrlich als Grundlage für eine später weiter ausgreifende Aktion. Aber praktisch unmittelbar erreicht diese Methode wenig. Die Schichten, die sich einem Abstinenzvereine anschließen, waren kaum überhaupt vom Übel der Trunksucht bedroht; jene andern aber, die ihm verfallen sind, werden sich (von spärlichen Ausnahmen abgesehen) ihm schwerlich durch die Kraft der Selbstbestimmung entziehen können.

Aussichtsvoller ist der Versuch, die heranwachsende Jugend vor der Trunksucht zu bewahren, indem man in der Schule ein größeres und immer größeres Gewicht auf die Darstellung des Übels und seiner Gefahren legt, indem man (ein Ansatz zeigt sich in den Mäßigkeitsstunden der englischen Schulen und im französischen Moralunterricht) eine eigene Lehrstunde der Aufklärung der Kinder über die auf sie lauernde Gefahr widmet.

Wirklich nach Zukunftsland führend erscheint mir nur der Weg gänzlichen Verbots durch das Gesetz. Allmählich bereitet es sich vor, ein Schritt geschieht nach dem andern, bald hier, bald dort. Noch ahnen weite Kreise nichts von der Bewegung, die, nach geschichtlichen Gesetzen von jungen Vorpostenländern ausgehend, den Grenzen der europäischen Staaten naht. Noch wird die Idee von Kurzsichtigen vielfach verspottet und von den Interessenten des Alkoholkapitals (Brauern und Branntweinbrennern, Verschleißern und Wirten) als gegen die heiligsten Güter der Gesellschaft, als gegen die Freiheit und Selbstbestimmung des einzelnen gerichtetes Attentat gebrandmarkt. Trotzdem liegt der Gedanke einer gesetzlichen Zwangsabwendung der Gefahr durchaus im Geiste unserer Zeit. Die Zeiten des Polizeistaates, da man jeder Anregung staatlicher Regelung von sozialen Fragen mit Mißtrauen entgegentrat, sind vorüber: Der Gedanke obligatorischer Versicherung gegen Krankheit, Unfall und Invalidität hat sich durchaus eingebürgert. Die Stimmen derer, die in Frankreich und England noch für das Recht des Arbeiters, im Alter hungern oder betteln zu dürfen, sofern er nicht aus eigenen Stücken freiwillig Gegenmaßnahmen ergriffen, eintreten, verhallen Mehr und mehr lernt man einsehen, daß zur glücklichen Umschiffung aller Riffe im modernen Leben ein starker Kompaß nötig sei, dessen Ablesung dem Durchschnittsbürger nicht überlassen bleiben dürfe; daß eine größere wissenschaftliche Bewußtheit und Voraussicht immer unentbehrlicher werde, die von keiner Einzelintelligenz zu verlangen sei; daß es daher als beste Lösung des Problems erscheine, wenn durch objektive Wissenschaft festgestellte Notwendigkeiten von Staats wegen zur Obligation erhoben werden: Handele es sich nun um die Erkenntnis, daß Mittellosigkeit während einiger Jahre des Alters weitaus schmerzlicher drücke als eine kleine Zwangsabgabe in den Tagen der Jugend und der Arbeit, oder um jene andere Entdeckung, daß die durch die vorübergehenden Freuden des Rausches die Zerstörung des Familien-Friedens, die Häufung der Verbrechen und der Irrsinnfälle, die Degeneration der

Rasse allzu teuer erkauft seien. Der Gedanke planmäßiger Regelung der Lebensbedingungen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten bricht sich überall Bahn. Und gerade in Sachen des Alkohols hat er besonders leichtes Spiel, weil sich eine objektive Verhinderung von Erzeugung und Einfuhr alkoholischer Getränke durchführen läßt, ohne auf den einzelnen einen Zwang zur Verrichtung einer bestimmten Handlung oder zur Unterlassung einer anderen ausüben zu müssen.

* * *

Klarer als bezüglich aller anderen alkoholischen Getränke tritt deren Schädlichkeit beim Absinth zutage. Zahlreiche Fälle beweisen, daß der Absinthrausch nur allzuleicht zu Roheitsexzessen und Verbrechen führt, und von einem solchen Einzelfalle, der Mordtat des Arbeiters Caufray im Dorfe Commagny in der Schweiz, ging ja die Schweizer Bewegung des Absinthverbotes aus (siehe den Artikel von Prof. Herod in der Januarnummer 1909).

Eine Petition an den großen Rat des Kantons wurde eingereicht, die sich mit 80 000 Unterschriften bei einer Einwohnerzahl von 300 000 Personen bedeckte und die Erlassung eines Verbotes der Einfuhr und Erzeugung von Absinth im Kanton Waadt zur Folge hatte (1906). Zu gleicher Zeit ging man auch in Genf gegen den Absinth vor. Am 14. April 1907 wurde das Verbot desselben in einer Volksabstimmung beschlossen. Zu gleicher Zeit begann die Agitation für Erlaß eines eidgenössischen Gesetzes gegen den Absinth innerhalb der Grenzen der gesamten Schweiz. Nach anfänglichem Zögern wurde das Verbot im National- und Ständerat akzeptiert und schließlich am 15. Juni 1908 in einer Volksabstimmung aller Schweizer Bürger angenommen. Vergebens hatten seine Gegner eingewendet, daß das Absinthverbot als Angriff auf die Freiheit der Persönlichkeit zu betrachten sei und nur einen ersten Schritt bedeute, dem bald Verbote für Wein- und Bierverkauf folgen würden. Die Anhänger des Verbotes erwiderten, daß man im Falle eines noch weiter gehenden Antrags ja noch immer Stellung nehmen könne, verleugneten aber durchaus nicht, daß auch sie das Absinthverbot nur als Etappe im Kampfe gegen den Alkohol überhaupt begrüßten. Die Feinde wiesen auf das Interesse der bedrohten Absinthindustrie hin — das gleiche Argument, das in England gegen das Gesetz gegen die Trunksucht immer in den Vordergrund geschoben und durch reichlich bezahlte Agitatoren hochgehalten wird — die Anhänger des Schweizer Verbotes erklärten demgegenüber, daß sie zu einer billigen Entschädigung der Besitzer für die erlittenen Verluste, freilich nicht für die entglittenen Gewinnmöglichkeiten, bereit seien.

Das Schweizer Beispiel hatte zunächst in dem benachbarten Frankreich eine gleichgerichtete Bewegung entfacht, ein Gesetzentwurf steht im Parla- mente zur Beratung, in dem ein Verbot nach Schweizer Art und Muster gefordert wird (siehe den Aufsatz des Abgeordneten und Parlamentsberichter- statters Henri Schmidt auf S. 18). Die Idee ist verwirklichungsfähig und unend- liche Schäden für die Volksgesundheit, Wahnsinn und Vererbung psychischer und physischer Defekte, würden in Frankreich damit aufgehoben werden. Vollenden wird die Wirkung sich natürlich erst, bis (wie die Schweizer Gegner des Verbots mit so richtigem Instinkte herausfühlten) die günstigen Resul- tate des Verbots-Gesetzes zu weiteren Schritten auf gleicher Bahn anregen, der Bewegung für Verbot aller alkoholischen Getränke zum Sieg verhelfen.

In anderen Ländern ist man auch tatsächlich dem Ziele schon recht nahe gerückt (siehe meinen Aufsatz in der Januarnummer 1909 über die Zukunft der Rasse). In Norwegen und Schweden hat man das Monopol des Alkoholabsatzes an gemeinnützige Gesellschaften übertragen, welche denselben möglichst einschränken. Im benachbarten Finnland ging man weiter (siehe die Notiz in der Dezemberrnummer 1908), und im Jahre 1893 ist der Ausschank alkoholischer Getränke durch Private und der Handel mit ihnen verboten worden.

Eine Bewegung des Volkes gab sich damit nicht zufrieden, und man veranlaßte die Schulbehörde, den Abstinenzunterricht in den Rahmen des naturwissenschaftlichen Unterrichts aufzunehmen. Noch weiter gingen die Sozialisten und Frauen mit ihren Forderungen, und als in den Wahlen nach Erlaß des neuen Frauenstimmrechtsgesetzes die Sozialisten fast die Hälfte der Sitze und die Frauen 19 gewannen, wurde am 31. Oktober 1907 ein Gesetz angenommen, das Herstellung, Einfuhr, Verkauf, Transport, Aufbewahrung und Lagerung jeglicher Spirituosen verbietet, mit alleiniger Ausnahme der zu medizinischen, technischen oder wissenschaftlichen Zwecken notwendigen Quantitäten. Auch diese Menge darf nicht von Privaten eingeführt oder erzeugt werden, sondern wurde zum Staatsmonopol erklärt. Für den Konsum alkoholischer Getränke seitens des Publikums darf Alkohol weder erzeugt noch eingeführt werden. Das finnische Gesetz hat bisher zwar die Sanktion des Zaren noch nicht erhalten, die er unter dem Einfluß der russischen Reichsregierung und der Proteste ausländischer Mächte, die in dem Einfuhrverbot einen Verstoß gegen die Handelsverträge und eine Schädigung der Exportinteressen erblicken, nicht geben konnte. Der Entwurf bleibt trotzdem als ein wichtiges Wahrzeichen im Eroberungszuge des feineren Menschheitsgewissens bestehen, vor allem auch aus dem Umstande, weil die hohe Bedeutung des Frauenstimmrechts für die Antialkoholbewegung in dieser Kampagne klar zutage trat.

In beschränkterem Grade, was die Theorie, in wirksamerer Weise, was die Ausführung anlangt, war Norwegen vorgegangen. Alle Städte und Bezirke des Landes haben sich in Abständen von einigen Jahren darüber zu entscheiden, ob sie den Alkoholausschank in ihrem Bezirke zulassen oder verbieten wollen. Norwegen hat bekanntlich seit kurzem das Frauenstimmrecht, und tritt die Parallele zwischen den beiden Abstimmungen scharf in Erscheinung (ich verweise auf meine Artikel über Frauenstimmrecht in der Julinummer 1909 und den von Palmér über die skandinavische Antialkoholbewegung, der im März erscheinen wird). Ein ganz ähnliches Gesetz wie in Norwegen besteht in Neu-Seeland bereits seit vielen Jahren — wiederum im Einklang mit dem Umstande, daß die Frauen daselbst das Wahlrecht für das Parlament besitzen, sowie das Stimmrecht für die Volksabstimmungen in den Bezirken, die über die Verminderung der Ausschankstellen resp. über deren absolutes Verbot zu entscheiden haben (siehe meine Notiz in der Dezemberrnummer 1908). Das Land ist in Bezirke eingeteilt, und in jedem derselben findet alle vier Jahre eine Volksabstimmung aller volljährigen Männer und Frauen über Erlaubnis oder Verbot des Ausschanks alkoholischer Getränke statt. Sofern sich eine Dreifünftel-Mehrheit der Abstimmenden für das Verbot erklärt, tritt dieses für vier Jahre in Kraft und kann bei der nächsten Abstimmung nur dann umgestoßen werden, wenn weniger als zwei Fünftel der Abstimmenden an ihrer Entscheidung festhalten. Es

waren allerorts zuvörderst die Frauen, welche in ihrer großen Mehrheit gegen den Alkoholausschank stimmten, um dadurch ihres häuslichen Friedens endlich froh werden zu können. Aber auch unter den Männern waren es insbesondere die religiös gesinnten, die auf Anweisung ihrer Prediger gegen den Alkoholausschank Stellung nahmen, wenngleich nicht alle Konfessionen gleichen Eifer in dieser Richtung entwickelten. Die Katholiken standen der Bewegung indifferent, ja zum Teil sogar feindlich gegenüber. Auch die Geistlichen der englischen Kirche waren sehr lau; die Prediger der freien protestantischen Kirchen indessen, die in sozialer und moralischer Hebung ihrer Gemeindemitglieder ihr wichtigstes Ziel erblicken, forderten in ihrer Sonntagspredigt immer wieder zur Stellungnahme für das gesetzliche Verbot des Alkoholausschanks im Bezirke auf. Auch andere, von philanthropischen oder sozialen Gesichtspunkten geleitete Männer waren vielfach für das Verbot, so daß es nicht allzu schwer fiel, durch ihre Verbindung mit der kompakten Majorität der Frauen die erforderliche Dreifünftel-Mehrheit zu bilden.

Besonders in den letzten Jahren machte die Bewegung rasche Fortschritte, und ein Bezirk nach dem anderen entschied sich für das Alkoholverbot. Heute gibt es nur wenige Landbezirke Neu-Seelands, die den Alkohol kennen. Die Städte gehen langsamer vor, eben weil noch das Alkoholkapital in ihnen eine zu große Rolle spielt; in jenen Städten, die trotzdem das Verbot erließen, sah man bald, daß die Landbevölkerung ihre Kaufkraft auf andere nützlichere Zwecke verwendete, denn ehemals. Die Erfahrung selbst führte der Bewegung immer mehr Anhänger zu, und in der letzten Abstimmung, vor einem Jahre, ergaben sich Verbote in der überwiegenden Anzahl der Bezirke.

* * *

In den jüngsten Monaten hat die Bewegung auch in Amerika wieder einen schönen Schritt nach vorwärts getan. Wie der Staat Maine vor einem halben Jahrhundert, so haben in den letzten Monaten mehrere Südstaaten der amerikanischen Union ein gleiches Gesetz erlassen (siehe den Artikel von Chaboseau auf S. 667). Sie gingen dabei von der richtigen Erwägung aus, daß, um die Korruption der Sitten besonders der Neger zu vermindern und Trunkenheits-Exzesse aller Art zu vermeiden, ein Alkoholverbot das beste wäre. Eine Reihe von Statistiken wurde seither angefertigt, die nachwiesen, daß tatsächlich die Zahl der Verbrechen, insbesondere der Roheitsdelikte, um mehr als die Hälfte zurückgegangen ist.

Fassen wir so die ganze Bewegung in ihren Ergebnissen zusammen, so sehen wir zunächst, daß ein Faktor vor allem mit stets wiederkehrender Regelmäßigkeit der Antialkoholbestrebung zuhelfe kommt: die Einführung des Frauenstimmrechtes. Aus diesem Grunde vor allem wäre dasselbe als eine Kulturerrungenschaft zu begrüßen. Wir sehen ferner in Amerika, daß das Alkoholverbot mehr als alle Maßregeln der Juristen zur Verminderung der Kriminalität beiträgt und die Irrenhäuser und Gefängnisse entvölkert.

Wir sehen in Neu-Seeland, daß dies Verbot allen übrigen Wirtschaftszwecken förderlich ist, weil es die Kaufkraft der Bevölkerung, die bisher durch die unproduktiven Ausgaben für Alkohol in Anspruch genommen war, für produktive Zwecke frei macht. Wir sehen in Neu-Seeland, daß die

Schließung der Trinkstuben die Familienväter ins Heim, die Söhne in Bibliotheken, Konzerte und Versammlungsräume führt; daß der Beschäftigungstrieb sich mehr und mehr in Erfindung ergeht und allerorten neues Kulturleben aufblüht. Wir sehen, daß das ganze geistige Leben des Volkes, daß sein Seelenleben, in andere Bahnen gelenkt, sich höherem geistigen Schaffen zuwendet. Wenn die alten Kulturstaaten Europas diesem Beispiel folgen, so wird damit einer der wesentlichsten Schritte zur Beseitigung des Massenelends und zur Verallgemeinerung der Kulturwerte getan sein.



KORRESPONDENZEN

.....

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

ERICH LILIENTHAL, BERLIN: DIE ANTIPATHIE GEGEN BERLIN.



ER Wasserkopf der Monarchie, „die Hauptstadt der modernen Häßlichkeit“, das große ungeschlachte Stadtgefüge, das wie ein Riesenpolyp sich ausdehnt und wächst, hinübergreift über den märkischen Sand und die märkische Heide, sich protzig lagert um die stillen ernsten Seen mit ihren armen schwarzen Kiefern, die wie Pinien sind, und das weiter wächst und gewaltiger wird als je eine Stadt war, in der deutsch gesprochen wurde. Dem Berlin, das verdammt ist immer zu werden und niemals zu sein, dem tragischen Schicksal dieser antipathischen Großstadt widmet Karl Scheffler *) eine der besten Schriften, die bis heutigen Tags über die Reichshauptstadt erschienen sind, die aber trotz ihres vorzüglichen Stils, den Fehler aller Arbeiten über Berlin teilt, daß sie im letzten Grunde doch wieder einseitig, d. h. falsch ist.

Daß der Deutsche Berlin nicht liebte, daß in den Provinzen und Bundesstaaten der Haß gegen Berlin nie schläft, daß es mehr als blinder Neid gegen das materielle Aufblühen der „Riesenkarawanserei an der Spree“, daß es die instinktive Ablehnung einer artfremden Kultur war, das ahnte man längst, aber diesen Instinkt erklärt und begründet, ihn von der Wurzel her aufgespürt und in klaren fast romanisch wirkenden Sätzen dargestellt zu haben ist das Verdienst Karl Schefflers. Er zeigt das Werden der Kolonialstadt, er zitiert den Satz des Historikers Eduard Heyk aus dessen Deutscher Geschichte, daß dem Ostelbier immer noch eine feinen Instinkten wahrnehmbare Ingredienz des Kolonialmenschen anhaftet, und wählt ihn zum Leitmotiv seiner ganzen Darstellung.

Von Anfang an lag Berlin im frischen deutschen Kolonialboden, und immer, wenn eine Stadtkultur, ein armes Eigenes im Begriff stand hier zu werden, dann flutete von außen her eine neue Welle fremden Menschentums über die Stadt, mit neuen Willen und neuen Instinkten, und immer wieder von neuem begann der Kampf um eine Einheit, das Ausgleichen, Abschleifen und Aneinandergewöhnen. Deutsche aus allen Provinzen fanden sich schon im Mittelalter am Spreeübergange ein; keine Elite der deutschen Rasse, Kolonistenvolk, Auswanderer, Landflüchtige, Glücksritter, Schnapphähne reichlich darunter gemischt. Die wendische Urbevölkerung, in Armut verkommen, gesellte sich dazu, und erst langsam entstand unter bitteren Kämpfen um das nackte Dasein die mittelalterliche freie Reichsstadt, eine Grenzfaktorei hart am Rande des fremden barbarischen Ostens mit seinem dumpfen, kaum mongolischer Bedrückung entronnenen Völkerchaos, das immer von neuem seine Stammesgenossen hinübersandte in das kaum germanisierte Grenzgebiet. Als nun endlich hier etwas geworden war,

*) Karl Scheffler, Berlin, Ein Stadtschicksal. Berlin-Westend, Erich Reiss, Verlag. Brosch. M. 6.

nichts Eigenartiges, aber doch etwas Abgeschlossenes, nahezu fertiges, da vernichtete der Dreißigjährige Krieg alles. Wieder mußte neues Volk auf den alten Boden, Berlin war nahezu leer geworden, ein verlorener Posten, ein aufgegebenes Außenwerk des deutschen Expansionsdranges. Der Große Kurfürst verstand was hier not tat und er warb mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln um Menschen, um neue Ansiedler. Und wieder kamen Landflüchtige, um ihres Glaubens wegen Verfolgte, diesmal ein edlerer Menschenschlag, Franzosen, Salzburger, eine Zeit lang war ein Fünftel der Berliner Bevölkerung französisch. 200 Jahre währte es, bis einheitliche Regierung und einheitliches Bedürfnis aus diesem Menschenmischmasch eine notdürftige Einheit gemacht hatten, am Schluß des Aufklärungsjahrhunderts war endlich eine Berliner Kultur im Entstehen. Langsam entwickelte sie sich unter steten Hemmungen und Störungen durch den Einfluß des Ostens, dem sie sich niemals ganz zu entziehen vermochte, um dann völlig unterzugehen in dem Völkersturme, der sich seit dem siebziger Kriege über Berlin ergoß; Millionen sind eingewandert wie in eine amerikanische Goldgräberstadt, Millionen aus Ost und West, Germanen, Slaven und Juden.

Und das unruhige Völkerchaos wogt hin und her, schafft Leben und lebt und kämpft seit 500 Jahren nun zum dritten Male in der Geschichte der Stadt um eine innerliche Einheit, kämpft im hilflosen Bewußtsein seiner parvenuehaften Charakterlosigkeit um eine gesicherte gesellschaftliche Stellung unter den Völkern der Erde, kämpft vor allen Dingen um eine eigene Kultur. Hier sieht Scheffler die Tragik des Schicksals Berlins, die Tragik des ewigen Werdens und des niemals völligen harmonischen Seins, hier setzt er Goethes wunderbaren Spruch als Verdammnisurteil über die Millionenstadt:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

Bis hierher kann man Scheffler ohne weiteres folgen, der Werdegang einer Stadt ist selten glänzender geschildert worden, aber vor der letzten Konsequenz Schefflers, vor dem Worte niemals wirst du sein können, dein Schicksal ist besiegelt, du bleibst ein ewig Werdendes, da scheint es, als ob Scheffler doch zu sehr der Wortführer des mißhandelten artistischen Gefühls ist, zu sehr der durch das harte häßliche Jetzt beleidigte feine Ästhet, der durch den grauen Tag gedrückte Stimmungsmensch.

Ein Gesetz aufzufinden, nach dem eine Stadt häßlich geworden und geblieben ist wohl möglich, und Scheffler hat diesen Teil seiner Aufgabe glänzend gelöst, der Beweis dagegen, daß eine Stadt mit dem „Pionierwillen“ häßlich bleiben muß bis in alle Ewigkeit, „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten“, dieser Beweis scheint keineswegs lückenlos. Schefflers Stadt ist zu sehr architektonisches Gebilde, und Scheffler verzweifelt bei dem Gedanken, wie man diese Architektur jemals wieder gutmachen kann. Scheffler mag bedenken, daß moderne Häuser 30 Jahre stehen und wenn es hoch kommt, so sind es 50 und wenn sie länger stehen, so gibt es die Patina der Jahrhunderte, die häßlich schön zu machen vermag und dann, wie auch hier in dem Aufsatz „Die Zukunft der Stadt“ *) ausgeführt wurde, die Städte der Zukunft und einer nahen Zukunft schon, mit Aeroplan und Lenkballon,

*) Jahrgang 1909 Heft 11.

Schnellbahnen und anderen Verkehrsmitteln, sie werden radikaler aufräumen müssen und können, als alle Stadterbauer und Haussmanns der Vergangenheit. Die Utopien werden heutigen Tages schnell verwirklicht. Die Städte der Zukunft werden Länder sein, Cityplätze mit Gartenstädten rundherum, und ob Berlin, das in der weiten Ebene Platz genügend hat, nicht auch architektonisch wie beim Warenhaus aus dem praktischen Bedürfnis heraus das Schöne gestalten wird, das für alle Zeit zu verneinen scheint doch gewagt.

Die Zukunft, die Scheffler für Berlin festsetzt, ist vielleicht die Zukunft des nächsten Jahrzehnts, aber nicht des nächsten Jahrhunderts. Die unüberwindlich großen Hindernisse, die eine Entwicklung, ein Schicksal hemmen können, sind unüberwindlich für den Tag, schwer für das Jahrzehnt und leicht für das Jahrhundert. Der Wille zum Großen und Schönen, den auch Scheffler Berlin nicht abspricht, ist vorhanden, wächst und bestätigt sich trotz aller Fehlgriffe, stärker mit jedem Jahr. Und dem Verdammnisurteil in Goetheschen Versen läßt sich gleichfalls mit Goetheversen erwidern:

„Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen.“

Und die Menschen in Berlin, die Berliner Bevölkerung, die wird doch den „Pionierwillen“, wie ihn Scheffler nennt, den zähen Willen zur Arbeit, die Großzügigkeit im Handeln dennoch einmal zu einem einheitlichen, harmonischen Werke zu vereinigen verstehen. Scheffler verzweifelt daran, weil er aus der Geschichte evident erwiesen hat, daß Berlin seit 500 Jahren wird und noch niemals geworden ist. Demgegenüber muß aber eingewendet werden, daß Berlin, das Berlin unserer Tage, erst seit 10 Jahren besteht und erst seit etwa 10 Jahren zum Bewußtsein seiner Weltstadtbestimmung gelangt ist; der Völkersturm auf Berlin hat erst seit ein paar Jahren angefangen langsamer zu werden, und es ist bewundernswert, wie in kurzer Zeit Berlin begonnen hat nicht schön, aber schöner zu werden. Wie das ruhigere Tempo der Entwicklung gleich dazu beitrug harmonisierend und beruhigend zu wirken. Vor 10 Jahren noch war es möglich an Berlin zu verzweifeln, heute hat man das Recht an Berlin zu glauben. Und was von dem Stadtbilde gilt, gilt noch mehr von den Menschen. Der Engländer sagt, aus drei Generationen wird ein Gentleman, der Berliner aber soll schon ein paar Jahre, nachdem er in Krotoschin oder sonstwo im Osten den Berliner Zug bestiegen hat, ein fix und fertiger Großstädter geworden sein. Wenig „Berliner“ sind in Berlin geboren, und selbst den Berlinern, den wirklichen „Eingeborenen“, ist doch diese ihre eigene Heimatstadt unter den Augen erst geworden, wenige Städte sind heutigen Tags so wenig Heimat im Wortsinne. Die Heimat der Berliner von 30—50 Jahren ist längst der Spitzhacke zum Opfer gefallen, ist eine neue Stadt geworden, dem gänzlich neuen Bedürfnis angepaßt. Aus dieser Heimatlosigkeit kommt die Kulturlosigkeit, aus diesem sich in wenigen Jahrzehnten vollziehenden Wandel des Stadtbildes schreibt sich die Unruhe und Unsicherheit in der Form des geselligen Lebens, denn Familien, die in einem Viertel jahrelang dicht beieinander wohnten, sind heute in Meilen entfernte Vororte und Stadtteile auseinander gesprengt.

Aber dies ganze Wesen trägt so sehr den Charakter des Übergangs, des Provisorischen, daß es unmöglich ist, aus dem Berliner von heute auf

den Berliner von morgen zu schließen. Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, daß der Berliner mehr Deutschland beeinflußt, wie Deutschland den Berliner. Berlin ist zu sehr Mittelpunkt des Deutschen Reiches, ist durch wirtschaftliche und politische Konstellation so sehr die Hauptstadt von Deutschland geworden, daß es sich in keiner Weise dem Einfluß des in ganz Deutschland herrschenden Kultur- oder Unkulturgeistes entziehen könnte.

Das Deutsche Reich aber trug selbst im ersten Jahrzehnt seiner Gründung doch noch so stark den Stempel des Provisorischen wie die Stadt selbst, oder besser schien doch vielen Deutschen so sehr ein Experiment, daß erst mit der Konsolidierung des Deutschen Reiches die Stellung Berlins so fest und definitiv werden konnte, wie sie uns heute erscheint.

In Berlin treffen sich heute alle Strömungen, die Deutschland durchfurchen, als dem natürlichen gegebenen Mittelpunkt. Die deutsche Kultur ist aber seit dem siebziger Kriege durch das Eindringen des modernen Amerikanismus desorientiert. Man kann jammern über das, was dadurch verloren worden ist, wie es Nietzsche tat, der in der traurigsten Epigonenzeit lebte und dessen Geist unsichtbar hinter jedem Satze Schefflers steht. Man kann aber aufhören und sich freuen über den intensiven Kampf um die neue Kultur, der allenthalben jetzt aufgenommen wird, der auffegt mit Stuckfassaden und Siegesalleeestimmungen, der das Neue mit dem Alten veredeln möchte, der vorwärts strebt mit eisernem „Pionierwillen“ und der uns Deutschen das wieder erringen will, was wir verloren haben, eine eigene Kultur. Dieser Kampf tobt am heftigsten hier in Berlin, weil er hier am nötigsten ist, dieser Kampf wird auch in Berlin entschieden werden müssen. Etappensiege in München und anderswo helfen uns nicht. Den Kampf um das Deutschtum, um die Zukunft des Volkes kämpft man in Berlin. Die Stadt ist ein Kampfplatz, und dafür hat Deutschland dankbar zu sein, dankbar, daß hier die Schlachten geschlagen werden, auf dem immer noch jungen Boden; hier wird kein Pardon gegeben werden, ehe das Beste, das für ganz Deutschland Beste gefunden worden ist. Alles deutet darauf hin, daß bald hier die Form geschaffen werden wird, nicht nur für die schöne deutsche Großstadt, sondern auch für den Kulturmittelpunkt, von dem der Deutsche im ganzen Reiche willig seine Anregungen empfängt, auf den er ebenso stolz sein wird, wie der Franzose auf Paris und der Engländer auf London. Ein prinzipieller Kampf ist allerdings mit einer besonderen Note im Stadtgeist noch auszufechten. Der Kampf mit einer gewissen ostelbischen Clique, die die Hauptschuld an der Antipathie im Reiche trägt, und gegen die noch jede Geistesaristokratie in Deutschland vergeblich Sturm gelaufen hat. Die Ostelbier in Berlin sind, trotzdem sie die rudimentären Vertreter einer schwächeren und vergangenen Kultur darstellen, nur deshalb noch nicht weggewischt, weil ihnen bisher überhaupt keine Einheit von anderer Art gegenüberstand, sondern nur geärgerte Einzelpersönlichkeiten. Mit dem Auftreten einer festen neudeutschen Kulturgewalt, wie sie das Gären in der Zeit anzukündigen scheint, werden sie ganz verschwinden und damit jede berechnigte Antipathie gegen Berlin.



TOUGAN - BARANOVSKI, ST. PETERSBURG. LEHREN DER RUSSISCHEN INDUSTRIEKRISE.



SEIT zehn Jahren wird das gewerbliche Leben Rußlands von einer schweren Krise niedergehalten. Im Jahre 1899 setzte dieselbe ein, und in den folgenden Jahren war es um die Industrie in Rußland genau so schlimm bestellt, als übrigens auch sonst in Europa. Während dort aber die Krise um das Jahr 1904 ihr Ende erreichte, während die Jahre 1904—1907 für Europa eine Periode gewerblichen Aufschwungs bedeuteten, folgte in Rußland nichts dergleichen. Als die Weltkrise Europa und Amerika mit dem Jahre 1907 neuerdings erfaßte, brauchte sich in Rußland nicht viel zu ändern, denn es war noch immer in den Zuständen von 1899—1904 befangen.

So sehen wir, daß in diesen letzten zehn Jahren die kapitalistische Welt einen Kreislauf ihres Gedeihens und ihres Mißgeschicks durchlaufen hat und daß Rußland allein außerhalb dieser Entwicklung blieb. Das industrielle Mißgeschick dieses Reiches war derart fest in seinen allgemeinen Verhältnissen begründet, daß es durch nichts zu brechen war.

Welches sind die Tatsachen? Genaue Untersuchung zeigt, daß nicht alle russischen Industrien in gleicher Weise darniederliegen, daß insbesondere zwei Hauptindustrien des Landes, die Metall- und die Baumwollindustrie, ganz verschiedene Kurven aufwiesen. Verfolgen wir zuerst die Metallindustrie:

Jahr	Stahlerzeugungen Rußlands	
	Millionen Pud	
1900	178,0
1901	173,2
1902	157,5
1903	149,3
1904	179,9
1905	166,0
1906	164,2
1907	172,0
1908	171,0.

Der erste Eindruck beim Überschauen der Ziffern könnte dahin gehen, daß sich die Industrie im wesentlichen so gehalten hat, wie sie gewesen. Näheres Hinblicken zeigt aber, daß sie sich im Jahre 1904 bereits zu heben schien und dann wieder heruntersank. Die gegebenen Produktionskräfte, die arbeitenden Fabriken und Maschinen konnten nicht völlig ausgenutzt werden, und es ergeben sich ständige Betriebsdefizite der Unternehmer. Im Gegensatz hierzu hat sich die Baumwollindustrie weit besser gehalten, wie nachstehende Tabelle zeigt:

Jahr	Pud
1899	14 400 000
1900	16 700 000
1901	21 000 000
1902	17 900 000
1903	21 200 000
1904	18 700 000
1905	17 600 000
1906	19 100 000
1907	18 400 000.

Wir sehen, daß die Baumwollindustrie in den ersten Jahren der Periode sich lebhaft und blühend entwickelt hat, und daß auch später ihre Schwankun-

gen nicht stark genug waren, um sie auf das Niveau zurückzuwerfen, das sie vor der Krise inne gehabt.

So sehen wir, daß die Krise vor allem jene Industrien schwer getroffen hat, welche Produktionsmittel erzeugen, weniger solche, welche für den direkten Konsum der Massen arbeiten.

Diese Tatsache zeigt klar die Unrichtigkeit einer häufig gehörten Ansicht über die Ursachen der russischen Wirtschaftskrise. Mit Unrecht meint man, daß die Verarmung der Bauernbevölkerung, die außerstande sei, Fabrikserzeugnisse zu kaufen, zum Niedergange der russischen Industrie geführt habe. Wäre dem so, so hätte sich die Krise besonders in den großen Industriezweigen zeigen müssen, die direkt von der Kaufkraft der Bauernbevölkerung abhängen, vor allem also in der Baumwollindustrie, die für die Bekleidungsbedürfnisse der breiten Massen sorgt. In Wahrheit sehen wir, daß nicht diese Industrie, sondern die ganz andern Zwecken dienende Metallindustrie am härtesten getroffen wurde.

Noch ein anderes Gegenargument sei hier vermerkt. Wenn es vielfach die zu geringe Kaufkraft der Bauernbevölkerung wäre, die an allem schuld trägt, wie verstünde man dann, daß die russische Industrie in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, da doch die Bauern damals kaum reicher waren als jetzt, sich in so blühender Weise entwickelte?

In Wahrheit trägt die Armut der Bauernbevölkerung, so unzweifelhaft sie ist, nur wenig zur industriellen Krise bei. Sie geht auf die gleichen Ursachen zurück wie die Krisen Westeuropas: auf das natürliche Spiel der Kräfte in unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Geldersammeln sich in den Banken, der Zinsfuß sinkt, die Industrie wird von erborgtem Reichtum befruchtet und blüht auf. Der Bedarf an Kapitalien wird immer größer, die Möglichkeit ihn zu befriedigen, immer kleiner, die Kapitalien versiegen; die Industrie leidet darunter; schränkt ihre Produktion ein und entläßt ihre Arbeiter; die Arbeitslosigkeit vermindert die Kaufkraft der Bevölkerung und verschärft die Krise, führt zu neuen Arbeitseinstellungen, bis schließlich die so befreiten Kapitalien sich neuerdings ansammeln und der ganze Kreislauf wieder von vorn beginnt.

Für Rußland gilt die nämliche Entwicklung, nur etwa, daß hier nicht eigene Kapitalien in Frage kommen (dazu sind sie zu klein), sondern ausländische. Belgische, englische und vor allem deutsche und französische Kapitalien strömten in der Blütezeit der russischen Industrie, in den neunziger Jahren, in gewaltigen Mengen ins Land; ganze Landstriche, wie das Industriegebiet am Donnep, verdanken ihre Entstehung ausschließlich diesen fremden Geldern. Der russischen Armut gegenüber steht der Überfluß des Westens, und da das Kapital immer und überall sich über die künstlichen Landesgrenzen hinwegsetzt und die beste Entwicklungsmöglichkeit sucht, so strömte es nach Rußland: Bis der japanische Krieg und die Revolution die auswärtigen Geldgeber abschreckte. Daher die Unmöglichkeit für die russische Industrie, sich neuerdings Geldquellen zu erschließen, sich fortschrittlich zu entwickeln; daher eine beständige Krise, die in Rußland anhält, während Europa eine Aufschwungsperiode durchlebt. Nichts ist erklärlicher als die Furcht des Ausländers, seinen Geldbesitz einem von der Revolution geschüttelten Lande anzuvertrauen, einem Lande, auf dem wohl die Ruhe des Kirchhofs brütet, wo aber die Unzufriedenheit beider Bevölkerungsklassen latent mit Neuausbrüchen der Revolution droht.

Die Industriekrise Rußlands kann nur verschwinden, wenn sein politischer Kriegszustand ein Ende nimmt, wenn Westeuropa die Gewißheit gewinnen wird, daß Rußlands Volk zufrieden sei und darum auch den Frieden halten werde. ... Ein Übergang zur wahren, konstitutionellen Regierung, zur europäischen Freiheit, würde diese Gewißheit geben. ... Der Ausländer würde dem konstitutionellen Rußland jene Geldmittel nicht versagen, die er dem Reiche der absolutistischen Knute vorenthalten lernte; die wirtschaftliche Krise Rußlands würde mit diesem Geldzuflusse des Auslandes enden.

Ist solche politische Wendung nahe? Allzu optimistisch wäre es, diese Frage zu bejahen.



H. WALTER, LONDON: ENGLANDS SOZIALPOLITIK.

FÜR lange Jahre hat England als das rückständigste Land auf dem Gebiete der Sozialpolitik gegolten. Die Prosperität der englischen Industrie, der umfassende Welthandel ließen Millionen von Arbeitern lohnende dauernde Beschäftigung finden, die eine staatliche Unterstützung der Arbeiterschaft in finanzieller Hinsicht überflüssig machte. Das Problem des Pauperismus in London und den rein ländlichen Distrikten glaubte man durch ein umfassendes System öffentlicher und privater Wohltätigkeit lösen zu können und verschloß die Augen vor den drohenden Anzeichen der Verelendung, die von den Millionen der untersten Schichten des Proletariats auf die qualifizierten Arbeiter übergriff.

Die Ursache dieses Sinkens in der Lebenshaltung bestand im wesentlichen in der Unfähigkeit der englischen Industrie, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, die durch den Wettbewerb der Vereinigten Staaten und Deutschlands auf dem Weltmarkt geschaffen wurden. Die jahrhundertelange industrielle Beherrschung der Welt, der feste Absatz englischer Produkte in den Kolonien ließ die Engländer sehr wenig Anstrengungen zur Verbesserung der Produktionsmethoden und zu einer besseren Organisation der Industrie machen. Die fremden Produktionserzeugnisse erzwangen sich wegen ihrer Güte oder Billigkeit sowohl im Mutterlande als in den Kolonien Eingang, und statt der steigenden Zahl von Arbeitskräften Beschäftigung geben zu können, stellte die englische Industrie durch die Beschränktheit in der Auffassung der Sachlage Hunderttausende geschickter Arbeiter vor die Alternative, in der Heimat unterzugehen oder auszuwandern.

Trotzdem war es weniger der Gedanke, durch Sozialpolitik die Arbeiterschaft vom Versinken in völlige Verelendung abzuhalten, der die Regierung auf den Weg wies, den lange vorher die anderen europäischen Staaten mit Deutschland an der Spitze eingeschlagen hatten, als vielmehr das lawinenhafte Anschwellen der Ausgaben für Armenunterstützung. Diese allgemeine Verelendung griff so stark um sich, daß im Jahre 1908 von 33 Einwohnern Londons und von 39 in ganz England mit Wales (außer Schottland und Irland) je eine Person Armenunterstützung erhalten hatte. Um den Armenetat in etwas zu entlasten, wurde im Jahre 1908 ein Altersversorgungsgesetz

eingebraucht, das lange vorher bereits von der Arbeiterpartei und den Wohlfahrtsvereinen, Friendly Societies, (1904) beantragt worden war. Das Gesetz, das am 1. August 1908 in Kraft trat, sichert allen Personen über 70 Jahren, die während der letzten zwanzig Jahre britische Untertanen waren und im Vereinigten Königreiche ihren Wohnsitz hatten, eine Pension, wenn ihre sonstigen Einnahmen jährlich £ 31 sh. 10 nicht überschreiten. Ferner gelten noch einige andere Ausnahmen, z. B. Armenunterstützungsempfänger, Geistesranke in Asylen, Personen, die während der letzten 10 Jahre eine größere Gefängnisstrafe erhalten haben usw. Die Summe der Pensionen variiert zwischen 1—5 sh. wöchentlich. Das englische Gesetz unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von der deutschen Altersversorgung, daß Beiträge von keiner Seite geleistet werden. Die Kosten werden aus Staatsfonds bestritten.

Während des abgelaufenen Berichtsjahres 1908 wurden selbstverständlich noch keine Auszahlungen geleistet. Die ersten Rentenzahlungen erfolgten am 1. Januar 1909. Es mag aber erwähnt sein, daß die Zahl der Personen, denen Alterspensionen gewährt wurden, eine verhältnismäßig hohe ist. Sie betrug vor der Fertigstellung des Jahresberichts am 26. März 1909

in England	369 037
in Wales	24 663
in Schottland u. Irland	253 794
Summa	647 494

Zur Unfallentschädigung seiner beschäftigten Arbeiter war der englische Unternehmer bereits durch den „Employer's Liability Act“ von 1880 verpflichtet. Eine feste Gestalt gewann dieses Gesetz aber erst durch den „Workmen's Compensation Act“ von 1906, der frühere Akte von 1897 und 1900 zusammenfaßte und ergänzte, in dem die Verpflichtung zur Zahlung einer Entschädigung in allen Fällen ausgesprochen wird, wenn der Unfall durch Absicht oder Fahrlässigkeit des Unternehmers oder einer Person, für deren Handlungen der Unternehmer verantwortlich ist, verursacht wird. Die Entschädigungspflicht ist in ihrer Höhe durch das Gesetz begrenzt, indem bei einem Todesfalle nicht weniger als £ 150 und nicht mehr als £ 300 gezahlt werden dürfen, wenn der Verunglückte Frau und Kinder hinterläßt. Sind keine Angehörigen vorhanden, so darf die Entschädigung £ 10 nicht überschreiten. Bei voller Arbeitsunfähigkeit, die länger als eine Woche dauert, muß eine wöchentliche Entschädigung bis zum Höchstbetrage von 20 sh gezahlt werden. Die Höhe der Summe wird in Streitfällen durch ein unparteiisches Schiedsgericht oder einen gemeinsam gewählten einzelnen Schiedsrichter festgestellt. Berechtigt zum Bezug sind alle Personen, die in irgendeinem festen Arbeitsverhältnis sich befinden, gleichviel, welcher Art dasselbe ist. Ausgenommen sind nur Personen, die als Nicht-Handarbeiter mehr als £ 250 jährliches Einkommen haben und Personen, die gelegentliche Beschäftigung haben oder für andere Zwecke als des Arbeitgebers Beruf beschäftigt sind oder zur Familie des Arbeitgebers gehören.

Auf Grund dieser Bestimmungen sind im Jahre 1905, dem ersten vollen Jahre seit dem Inkrafttreten des Gesetzes, nicht weniger als £ 2 080 672 ausbezahlt worden. Diese Summe verteilt sich auf die einzelnen Industriezweige wie folgt:

	Summe £	Todesfälle			Andere Unfälle			
		Zahl	Summe £	pro Kopf £	Zahl	Summe £	pro Kopf £	sch
Schiffahrt	112 852	371	61 333	165	5 877	51 519	8	15
Fabriken	802 044	951	130 506	137	136 357	660 301	5	17
Docks	86 728	156	21 254	136	10 591	65 220	6	3
Kohlengruben....	841 456	1301	226 226	174	137 622	601 848	8	4
Steinbrüche	34 798	88	11 501	131	5 284	23 056	4	7
Tiefbauwesen	51 928	119	13 551	114	6 805	38 269	5	12
Eisenbahnen	150 866	458	67 715	147	20 649	83 079	4	—
Sa.	2 080 672	3444	532 086	143	323 185	1 523 292	6	—

Die Ziffern in der ersten Spalte enthalten auch die Summen für durch Gewerbekrankheit getötete oder arbeitsunfähig gewordene Arbeiter (siehe unten), nämlich:

	Todesfälle £	And. Unfälle £
Fabriken	3 620	7 617
Docks	187	67
Minen	—	13 382
Steinbrüche	230	11
Tiefbau.....	—	108
Eisenbahnen	—	72
	4 037	21 257

Leider sind diese Ziffern nur annähernd richtig. Das Hochbauwesen ist von der Statistik gar nicht erfaßt worden. Die Zahl der Unternehmer im Tiefbau- und Dockwesen ließ sich nicht genau ermitteln. Von den Steinbruchbesitzern ließen 700, von den Minenbesitzern 200, von Schiffsbesitzern 512 und von Fabrikbesitzern 17 000 die Anfragen unbeantwortet. Der amtliche Bericht nimmt aber an, daß in allen diesen Fällen wenig oder gar keine Unfälle, die Tod oder mehr als siebentägige Arbeitsunfähigkeit nach sich zogen, sich ereigneten.

Durch eine Verfügung des Staatssekretärs wurde die Liste der industriellen Krankheiten, für deren Dauer Unfallentschädigung zu zahlen ist, in 1908 auf 24 gebracht. Die neu hinzugetretenen sind der Star der Glasarbeiter und der Krampf der Telegraphisten. Im Jahre 1908 wurde für 26 Todesfälle und 2260 Fälle von Arbeitsunfähigkeit infolge von Gewerbekrankheiten eine Entschädigung gezahlt; 204 der letzteren hatten ihren Ursprung jedoch im Vorjahre, so daß für das neue Jahr nur 2056 zu zählen sind.

Die beiden genannten Gesetze bilden den Anfang zu einer wahrhaft großzügigen staatlichen Sozialpolitik. Der Handelsminister Winston Churchill äußerte sich über die Frage des Ausbaues der bestehenden Gesetze am 2. August in folgender Weise: „Ich hoffe, daß ich es noch erlebe, das englische Volk selbstbewußt und unabhängig in den Kampf ums Dasein eintreten zu sehen,

bekleidet mit dem Rüstzeug der Versicherung.“ Er gab ferner das Versprechen, bereits im nächsten Jahre einen bezüglichen Gesetzentwurf einzubringen. Es ist nun allerdings fraglich, ob, wenn diese Zeilen veröffentlicht werden, das gegenwärtige Ministerium noch lebt, aber auch die Unionisten haben einsehen gelernt, daß Sozialpolitik allein England aus der gegenwärtigen Verwirrung der inneren Zustände heraus führen kann. In diesem Punkte sind Liberale wie Konservative mit der Arbeiterpartei einig.

Die künftigen Gesetze werden sich auf eine Versicherung gegen Krankheit, Arbeitsunfähigkeit (außer durch Unfall) und Arbeitslosigkeit erstrecken. Die Vorarbeiten zu den Gesetzen werden im Board of Trade bereits fertiggestellt. Auf Veranlassung des Ministers haben kürzlich auch Konferenzen der Arbeiterpartei, der Trade Unions und der Friendly Societies stattgefunden, um über die Stellungnahme zu den Vorschlägen der Regierung zu beraten, da die Interessen dieser Organisationen, die bereits eine oder mehrere der genannten Versicherungszweige bei ihrer Mitgliederschaft durchgeführt haben, durch eine staatliche Versicherung stark berührt werden. Eine große Rolle spielt namentlich die Frage der Zwangsversicherung, die dem englischen Geiste vorläufig noch nicht behagen will. Die Arbeitervertreter, meist mit dem deutschen System bekannt, bezweifelten, daß die Zwangsbestimmungen desselben auf die englischen Verhältnisse werden übertragen werden können, und auch in der Sitzung der Führer der Friendly Societies hielt man ein gewisses Maß von Freiheit für notwendig. In der Jahres-Generalversammlung dieser Gesellschaften wurde allerdings im wesentlichen den Richtlinien zugestimmt, die der Referent Mr. George Wilde aus dem deutschen System entwickelte, mit der Erweiterung, daß die staatliche Versicherung das Werk privater Versicherungsvereine wie der eingetragenen Friendly Societies nicht unterdrücken dürfe.

Von viel größerer Wichtigkeit erscheint mir jedoch die Frage der Arbeitslosenversicherung. Neben der Armenunterstützung wurden bereits seit 1886 hier und da von freiwilligen Körperschaften Unterstützungen an Arbeitslose gegeben und Notstandsarbeiten vermittelt. Diese Einrichtung erhielt durch den Unemployed Workmen Act von 1905 gesetzliche Sanktion und allgemeine Ausbreitung über das ganze Land. Allein die Tätigkeit dieser Körperschaften hatte, wie in einem soeben erschienenen Bericht der Königlichen Kommission für das Armenwesen, nachgewiesen wurde, nicht den geringsten Einfluß auf eine Eindämmung der durch Arbeitslosigkeit entstehenden Not. Von 196 000 Applikanten im Berichtsjahr 1908/1909 konnten nur 88 000 mit zeitweiser Arbeit versehen werden, trotzdem neben den lokalen Fonds das Parlament £ 300 000 zur Verfügung stellte. Und der jetzige Winter zeigt noch viel größere Arbeitslosenziffern, wenn auch in einzelnen Branchen eine leise Besserung sich zu zeigen beginnt. In den Augen der Kommissionsmitglieder ist das einzige Hilfsmittel eine bessere Organisation der Industrie zur Heranschaffung von mehr Arbeit und eine vollkommenere Organisation der Arbeiter zum Zwecke der Versicherung. „Wenn aus Staatsmitteln Summen an Arbeitslose gezahlt werden, so würde es besser sein, diese zur Ergänzung der Gewerkschaftsfonds zu verwenden . . . wenn die Trade Unions nicht fürchten müßten, dadurch ihre Unabhängigkeit zu verlieren und sich in ihrem Bestreben nach Aufbesserung der Löhne ihrer Mitglieder gehindert zu sehen.“ Zweifellos werden die Trade Unions in der künftigen Sozialpolitik Englands eine sehr bedeutende Rolle spielen, da bei dem Fehlen aller polizeilichen Wohnungskontrolle die Arbeit der neuen Versicherungsbehörden eine zu

schwierige sein wird, um die wertvolle Mitarbeit freiwilliger Helfer, wie der Trade Unions und der Friendly Societies, entbehren zu können.

Ein Mittel zur Kontrolle der Unorganisierten bieten neben ihrem eigentlichen Zweck die auf Grund des Labour-Exchange-Actes von 1909 errichteten und noch zu errichtenden Arbeitsbörsen, die, wenn von den Arbeitslosen alle Voraussetzungen des Gesetzes erfüllt sind, ganz gut zur Durchführung der Arbeitslosenunterstützung benutzt werden können. Der Absatz 2 Ziffer 2 des Gesetzes, in dem dem Arbeitslosen verständigerweise erlaubt wird, Stellen zurückzuweisen, wo ein Streik seiner Berufskollegen besteht oder bei denen der Lohn niedriger ist, als der ortsübliche, genügt vollkommen, um Leute, denen es nur auf die Unterstützung ankommt, von der Vermittelung und Unterstützung auszuschließen.

Wir sehen aus vorstehendem, daß England nicht mehr lange hinter den Staaten des Kontinents zurückbleiben wird, ja, daß es durch das Alterspensionsgesetz und das Arbeitsbörsengesetz auch Deutschland schon überflügelt hat. Mit dem Lohnamtsgesetz, das am 1. Januar 1910 in Kraft tritt und Minimallöhne für die Schneiderei, Kartonnagen-, Spitzen- und Kettenfabrikation vorsieht, marschiert es vollends an der Spitze der europäischen Nationen. Deutschland sollte mit seinem Heimarbeiterschutz auf diesem Wege folgen. Trotz aller dieser Fortschritte wird das englische Volk aber noch gewaltige Anstrengungen machen müssen, um durch eine verständige Industriepolitik und die erforderliche Neuorganisation der Industrie sich aus der wohlgefälligen Erschlaffung aufzuraffen, die das Elend der Arbeitslosigkeit zu so gewaltigen Formen aufgetrieben hat, wie wir sie heute in den amtlichen Statistiken vor uns sehen. Jede sozialpolitische Maßnahme kann nur den Erfolg haben, die Lebenshaltung eines Volkes vor weiterem Sinken zu bewahren — um sie zu heben, müssen andere Kräfte in Bewegung gesetzt werden.



SIR EDM. R. PEASE, LONDON: DAS NEUE ENGLISCHE GESETZ ÜBER MINIMALLÖHNE IN DER HAUSINDUSTRIE.



AS jüngst angenommene Gesetz über Errichtung von Lohnkammern für eine Reihe von Erwerbszweigen im britischen Reiche bedeutet wohl mehr, als viele seiner Befürworter, mehr selbst, als die englische Regierung, die den Gesetzentwurf eingebracht hat, sich träumen lassen. Ein Prinzip wird damit verwirklicht, das in seiner konsequenten Fortbildung das Verhältnis von Angebot und Nachfrage als bestimmenden Faktor der Lohn- und Arbeitsverhältnisse ausschaltet und durch eine höhere (gesetzliche) Machtvollkommenheit ersetzt.

Wollen wir die verschiedenen ökonomischen und psychologischen Gesichtspunkte betrachten, die eine Annahme des Gesetzes umfaßt:

Zunächst gibt sie uns Gewißheit von der völligen Wandlung, welche in der liberalen Partei bezüglich ihrer wirtschaftlichen Grundsätze Platz gegriffen hat (was ja übrigens auch auf die Grundsätze der radikalen Parteien des Festlandes zutrifft). Ehedem war die liberale Partei die Partei des strikten

Individualismus, und jeder Eingriff des Staates in die Sphäre der Privatinitiative und des Privatvertrags schien ihr ein Greuel. Unbedingte Freiheit hielt sie für die beste Lösung aller wirtschaftlichen und sozialen Probleme; und erst allmählich erkannte sie, wie vielen hilflosen und unwissenden Menschen damit bloß die Freiheit zu hungern gegeben ist, wie vielen andern die Freiheit zurrücksichtslosen Durchsetzung des eigenen Vorteils als einzig möglichem Leitstern ihrer Handlungen; die Freiheit, aus der Hilflosigkeit und Unwissenheit der von ihrem Wohlmeinen Abhängenden möglichst viel herauszuschlagen.

Die liberale Partei erkannte, daß es eine Gleichheit der Möglichkeiten des Arbeitsvertrages für Unternehmer und Arbeiter nicht gebe, daß der einzelne Unternehmer dem einzelnen Arbeiter naturgemäß überlegen sei; daß aber auch die Waffe der Gewerkschaft, die für erwachsene Männer besonders der gelernten Industrie ein taugliches Mittel zur Erlangung günstigerer Arbeitsbedingungen darstellt, für Frauen und ungelernte Arbeiter der Heimindustrie nicht in Betracht komme, da beide Kategorien es selten zu machtvollen Gewerkvereinen bringen, indem alle Versuche, sie zu organisieren, an ihrem mangelnden Verständnis, an ihrer Isolierung und ihrer Schwäche überhaupt scheitern müssen. All dies trat immer deutlicher zutage, und die liberale Partei erkannte klar, daß die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Heimindustrie jeder Grenze nach unten, es sei denn die des Hungertodes, entbehren.

Solche Verhältnisse aber als naturnotwendig anzuerkennen, dagegen sträuben sich tausendjährige Begriffe im englischen Volke, die gerade in den freiprotestantischen Gemeinden (und diese bilden den Kern der liberalen Partei) in aller Kraft fortleben.

Angesichts dieser psychologischen Disposition, in die Verhältnisse der Heimindustrien einzugreifen und ihre Lohn- und Arbeitsbedingungen in ökonomisch-humanitäre Bahnen hinüberzuleiten, bedurfte es bloß einer Anregung von außen, einer anderwärts errungenen Erfahrung.

Das Beispiel hat Australien gegeben *).

Der australische Staat Victoria hat bekanntlich seit einer Reihe von Jahren Einrichtungen geschaffen, wonach die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Heimindustrie von eigenen Kammern mit Gesetzeskraft festgelegt werden, und hat diese Einrichtungen allmählich auf die gesamte Industrie ausgedehnt. Das neue englische Gesetz folgt den gleichen Pfad und beginnt, wie man es in Australien getan, mit der Festsetzung von Minimallöhnen für die Hausindustrie.

Es ist das Projekt, das Sir Charles Dilke zum erstenmal im englischen Parlamente einbrachte **). Die Arbeiterpartei machte sich den Entwurf Dilkes zueigen, die liberale Regierung akzeptierte ihn, und er fand weder in den Reihen der eigenen Partei noch der konservativen Oppositionspartei irgendwelchen Widerspruch. Auch das Haus der Lords, sonst widerspenstig gegen alle Vorschläge der liberalen Regierung, ließ ihn anstandslos durch. Niemand wollte das Odium, der Ausbeutung der Heimarbeiter indirekt Vorschub zu leisten, auf sich nehmen.

*) Siehe die Artikel, die wir wiederholt über Minimallöhne in Australien veröffentlichten. (Anmerkung der Redaktion).

**) Sir Charles hat darüber zu jener Zeit in unserer Zeitschrift geschrieben (Dezembernummer 1907); ein Jahr früher wurde nach australischem Muster eine antisweating league zum Schutze der Heimarbeiter geschaffen.

Der Gesetzentwurf „Trades boards bill“ betitelt, soll zunächst den Näherinnen und Schneiderinnen der Heimindustrie zugute kommen, aber sukzessive auch auf die übrige Industrie ausgedehnt werden. Jede der Industrien wird nach australischem Muster einen Trade board (Lohnkommission) einrichten, in die Arbeitnehmer und Arbeitgeber gleichviel erwählte Vertreter senden werden. Auch hat die Regierung das Recht, zweien ihrer Beamten in der Kommission Sitz und Stimme zu verleihen sowie einen Präsidenten zu ernennen; die Anwesenheit eines Drittels der Delegierten und eines Beamten genügt zur Beschlußfähigkeit.

Um die Lohn- und Arbeitsverhältnisse besser untersuchen zu können, dürfen die Kommissionen in den einzelnen Provinzen Subkommissionen einsetzen. Diese Subkommissionen erstatten dann Bericht über die einzelnen Landesteile.

Den Kommissionen obliegt es, sowohl Tag- als Stücklöhne für alle üblichen Operationen der Industrie festzulegen. Drei Monate nach der Lohnfestsetzung der Kommissionen erlangen ihre Entscheidungen Gesetzeskraft: 1. für alle Unternehmer, die in irgendeiner Beziehung zu Staat, Gemeinde oder einer öffentlichen Körperschaft stehen; 2. für alle andern Unternehmer, sofern sie nicht einen geschriebenen Arbeitsvertrag vorlegen können, der andere als die Bestimmungen der Kommission enthält. Da in der Heimindustrie weder auf seiten der Arbeiter noch der Unternehmer wirksame Verbände bestehen und die Lohnverhältnisse bisher in jeder Straße Londons verschieden waren, so nimmt man nicht an, daß diese Industrien andere Verträge festsetzen, und glaubt, daß die Festsetzungen der Lohnkommission in der Praxis allgemein bindend werden. Das Gesetz sieht ferner vor, daß jede Kommission nach sechsmonatlichem Bestehen im Einvernehmen mit der Regierung anordnen könne, daß ihre Beschlüsse allgemein und ausnahmslos Gesetzeskraft erlangen.

Die Regierung soll allerdings, so sagt der Entwurf, letztere Maßregel nur dann sanktionieren, wenn die allgemeine Meinung im Kreise der betreffenden Industrie nicht dagegen ist — eine Bedingung, die in der Praxis zu Unzuträglichkeiten führen mag, weil eben die Arbeiter der Heimindustrie erfahrungsgemäß für die eigene Lage und für die Notwendigkeit einer Besserung derselben kein Verständnis besitzen.

Die Unternehmer, die den gesetzlichen Bestimmungen entgegenhandeln, sollen bei einem einmaligen Vergehen mit 400 M. und für jeden weiteren Tag, an dem sie trotz Verurteilung die getadelten Lohnverhältnisse aufrechterhalten, mit je 100 M. bestraft werden.

Man hofft (und die australischen Erfahrungen geben Anhaltspunkte hierfür), daß die Zuziehung gewählter Vertreter der Unternehmer und Arbeiter in die Kommissionen sich bewähren werde, da nur die letzteren die technischen Details der Industrie hinreichend klar erkennen, während die wirkliche Entscheidung über die Festsetzung der Löhne, die dem Arbeiter eine würdige Existenz verbürgen und doch die Möglichkeit des Fortbestehens der Industrie gewährleisten sollen, den Regierungsvertretern zufällt.

Man hofft, die Lohnverhältnisse der Heimarbeiter so zu jenem allgemeinen Lohnminimum emporzuheben, wie es in den andern Industrien durch die Gewerkvereine erzwungen wird.

Die Folgen des Gesetzes mögen weiter reichen, als man heute meint. Wie die australischen Erfahrungen zeigen, bedeutet die Einsetzung von Lohn-

kommissionen, bedeutet der englische Gesetzentwurf den Anfang vom Ende der heutigen Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse durch Angebot und Nachfrage und den Beginn einer neuen Ära, in der die Arbeitsverhältnisse der Gesamtindustrie vom Staate, vom Volke selbst nach Grundsätzen der Wissenschaft und Humanität bestimmt werden.

CHRONIK

DER internationale Postscheckverkehr. Früher konnte die Versendung von Geld durch die Post im Deutschen Reiche nur durch Postanweisung oder Wertbrief erfolgen. Seit 1. Januar 1909 ist bekanntlich der Postüberweisungs- und -scheckverkehr eingeführt worden, der in Österreich schon seit dem Jahre 1883, in Ungarn seit 1889 und in der Schweiz seit 1906 besteht. In diesen 4 Ländern nehmen insgesamt über 150 000 Personen und Firmen am Postscheckverkehre teil, und der jährliche Geldumsatz beziffert sich auf mehrere Milliarden. Der wesentliche prinzipielle Unterschied bei der Übermittlung von Geldbeträgen durch die Post bei diesem Verfahren gegenüber dem Postanweisungsverfahren ist folgender: Anstatt daß jeweils bei jeder Geldversendung der zu übermittelnde Betrag bei der Post eingezahlt wird, erfolgt eine einmalige Einzahlung einer größeren Geldsumme, von der dann die einzelnen Auszahlungen vorgenommen werden. Wenn nun eine größere Anzahl von Personen sich durch derartige Einzahlungen bei der Post ein Guthaben erwerben, so können diese Teilnehmer am Postscheckverkehre sich gegenseitig Zahlungen dadurch leisten, daß sie einen Teilbetrag von ihrem Guthaben abschreiben und dem Guthaben eines

anderen zuschreiben lassen. Auf diese Weise wird die Verwendung von barem Gelde völlig vermieden; auch kann eine derartige Überweisung stets billiger vollzogen werden als eine Auszahlung. Die Post übernimmt bei diesem Verfahren die Rolle eines Bankiers, der die eingezahlten Gelder verwaltet und die Auszahlungen und Überweisungen für seine Kunden vollzieht (ohne indes den Banken eine wesentliche Konkurrenz zu machen, im Gegenteil, gerade die Bankanstalten bedienen sich ausgiebig und mit Vorteil dieses bequemen und billigen Zahlungsmittels!)

Man kann also durch die Beteiligung am Postscheckverkehr alle Rechnungen, Mieten, Steuern, Gehälter usw. in- und außerhalb des Wohnsitzes in der Weise bezahlen, daß man zu Hause am Schreibtisch die vorgedruckten Postscheckformulare ausfüllt (indem man nichts weiter als den auszahlenden Geldbetrag und den Empfänger angibt) und die Formulare an das Postscheckamt einsendet, das dann sämtliche Zahlungen sofort besorgt. Die Vorteile dieses Verfahrens für Kaufleute, Behörden, Vereine, Hausfrauen usw. gegenüber der umständlichen und zeitraubenden Zahlung mittels Bargeld sind in die Augen springend.

Am 27. Oktober dieses Jahres ist nun nach vorausgegangenen Ver-

handlungen von Vertretern sämtlicher Staaten, in denen das Postscheckverfahren eingeführt ist, in Berlin ein Übereinkommen unterzeichnet worden, demzufolge der Postscheckverkehr dieser Länder miteinander in Verbindung gebracht werden soll (wie dies für den Verkehr zwischen Österreich und Ungarn bereits der Fall ist). Damit ist die Grundlage zu einem internationalen Postüberweisungsverkehr geschaffen worden, der für den Zahlungsverkehr der beteiligten Länder von größter Bedeutung sein wird. Nach Einführung dieses neuen Verkehrszweiges, die in der ersten Hälfte des Jahres 1910 erfolgen wird, können Zahlungen von Deutschland nach der Schweiz, Österreich und Ungarn oder umgekehrt dadurch vollzogen werden, daß der betreffende Geldbetrag vom Postscheckkonto des Versenders abgeschrieben und dem Konto des Empfängers im anderen Lande einfach gutgeschrieben wird. Die Versendung von Geld wird dadurch überflüssig.

Wenn nun noch, wie bestimmt zu erwarten ist, auch in anderen Ländern das Postscheckverfahren eingeführt wird, so steht der Zeitpunkt wohl nicht mehr zu fern, wo man von irgendeinem Punkte der Erde, wo sich eine Postanstalt befindet, nach irgendeinem anderen einen beliebigen Geldbetrag mit außerordentlich geringen Kosten überweisen lassen kann. Dadurch wird der internationale Zahlungsverkehr in völlig neue Bahnen gelenkt werden!

Dr. John Mez - Mannheim.

Munizipalsozialismus in der russischen Stadt Tschernigoff. Die Stadt Tschernigoff in Südrußland arbeitet seit einer Reihe von Jahren daran, die für die Bevölkerung wichtigen öffentlichen Dienste in Stadtbesitz zu über-

nehmen und im allgemeinen Interesse zu leiten (wie die Annales de la regie directe berichten).

Eine fortschrittliche Gemeindevertretung hat sich seit dem Jahre 1875 bis zum heutigen Tage dieser Idee ohne Unterlaß gewidmet und schöne Erfolge erzielt. In jenem Eintrittsjahre begründete sie eine Stadtbank mit 10 000 Rubel Kapital; heute beträgt es bereits 24 Millionen Rubel und wirft der Stadt sehr bedeutende Einnahmen ab.

Von 1880 bis 1886 wurde das städtische Wasserwerk organisiert, das zu ausgezeichneten sanitären Erfolgen führte: Tschernigoff blieb von mehreren Choleraepidemien, die in der Nachbarschaft Kiew wüteten, verschont. Gleichen sanitären Endzielen diente die Errichtung von städtischen Bädern, die ganz modern ausgestattet wurden.

Im Jahre 1901 wurde auch das Elektrizitätswesen der Stadt durch die Gemeinde übernommen und entwickelte sich in befriedigender Weise.

Im Jahre 1900 wurden städtische Ziegelwerke begründet; dieselben liefern den Bauunternehmern billige Ziegel und begünstigen so die fortschreitende Entwicklung vom Holz zum Ziegelbau, die wegen der zahlreichen Brände durchaus notwendig ist.



Eine internationale Städtebauausstellung soll anläßlich der im Frühjahr 1910 stattfindenden Ausstellung der Entwürfe, die zu dem Wettbewerbe um den Generalbebauungsplan für Groß-Berlin eingegangen sind, veranstaltet werden. Außer etwa zwanzig deutschen Städten und Wien handelt es sich besonders um England und Amerika, wo die Fragen gesunden und würdigen Wohnens dauernd lebhaft erörtert werden, dann um die Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen.

Neben Gesamtstadtplänen sollen Vorortanlagen, ausgeführte Gartenstädte, Industriegebiete mit Arbeiteransiedelungen in Zeichnungen und Modellen vorgeführt werden, außerdem Darstellungen von Verkehrseinrichtungen und Statistisches in Form von Diagrammen aus dem Gebiet der Hygiene und Volkswohlfahrt (Wohndichtigkeit, Kindersterblichkeit, Dienstauglichkeit, Baupolizeiliches). Dabei soll die Kunst der Straße, Brücken, Brunnen, Monumente volle Berücksichtigung finden. Da auch beabsichtigt ist, mit der Ausstellung öffentliche Vorträge zu verbinden, die in die verschiedenen Fachgebiete des Städtebaues einzuführen geeignet sind, so dürfte die Ausstellung auch für weitere Kreise von außerordentlichem Nutzen sein.



Wirtschaftliches aus Japan. Über Japans Fortschritte auf dem Gebiete des Staats- und Wirtschaftslebens herrschen in Europa vielfach irrige und übertriebene Vorstellungen. Man hört meist Ausdrücke vorbehaltloser Bewunderung für das „Preußen des fernen Ostens“, das „mit unentwegter Stetigkeit kulturell, industriell und kommerziell aufwärts strebt“. Man ist erstaunt über die Schnelligkeit, mit der dieses energiebegabte Volk sich die technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften des alten Europa zunutze gemacht, wie Japan es verstanden hat, selbst bis ins kleinste vorbereitet, den ungerüsteten, schwerfälligen Gegner zu überfallen. Gerade der russisch-japanische Krieg, der die Zähigkeit, Gewandtheit und Schläue des Japaners dem verblüfften Europa so deutlich vor Augen führte, hat zu einer Überschätzung des Japaners auf kulturellem und wohl auch auf wirtschaftlichem Gebiete geführt, und nicht mit Unrecht konnte der japanische Gesandte in Paris bei den ge-

waltigen Niederlagen der Russen scherzend sagen: „Nun, da wir zeigen, daß wir schießen können, hält man uns für ein Kulturvolk.“ Wie weit Japan noch davon entfernt ist, ein Kulturstaat in unserem Sinne zu sein, zeigt ein Blick auf die Lage der großen Masse des Volkes, insbesondere auch der arbeitenden Klassen. Düstere Bilder läßt der durch seine Studien über Australien bekannte Jenenser Professor Dr. Robert Schachner in einer längeren Abhandlung über „Die japanische Industriepolitik“*) vor unserem Auge entstehen.

„Wenn der Dampfer die Küste Japans zum erstenmal berührt, sind es zarte Frauenhände, die des Schiffes Rumpf mit Kohlen füllen. Rasch gealtert, arbeiten die Frauen am hurtigen Werke, es ist die harte Mühe eines kurzen Lebens. Wenn wir die Stätten der Industrie besuchen, sehen wir dumpfe Hütten, ohne Luft und Licht, verfinstert durch giftige Dämpfe, die den Atem beengen; nie vergesse ich den Raum einer Zündholzfabrik in Osaka. Aus Holz gebaut, die Balken schlecht gefügt, so daß die winterliche Luft über die Arbeitenden zog, ein bläulich-weißer Qualm auf dem Ganzen; Hunderte von zarten Mädchen und jungen Frauen sitzen mit knieend eingezogenen Beinen vor ihrer Arbeit, die Mütter die Säuglinge an der Brust, die ein- und zweijährigen Kinder in Hürden verwahrt; die älteren drei- und vierjährigen, neben der Mutter bei der Arbeit mühsam die winzigen Finger quälend, Zündhölzer in die Schachtel zu zwängen. Eine kleine Pfeife Tabak und ein Schluck von dem immer bereit stehenden Tee sind die Stimulation, mit denen sich diese Dulder aufrecht halten.

„In den Baumwollspinnereien sehen wir zarte Kinder am Rad und Stuhl arbeiten, kleine schwächliche

*) Ztschr. f. Politik 1909. Heft 4.

Gestalten, sie werden nicht größer, sie haben zu früh die Arbeit begonnen, die ihnen Körper und Seele verkümmert.

„In Aschio, dem Sitz der berühmten Kupfermine, begegnen uns die nackten Gestalten der Bergleute, die kilometerweit in Schnee und Sturm den Heimweg machen. Notgezwungene Bedürfnislosigkeit, nicht sorglose Unbedachtheit um Gesundheit und Leben! Sie wissen wohl, daß sie es büßen müssen, daß die Lungenschwindsucht bald ihre Brust mit schweren Krämpfen plagt.

„Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, Japan sei zum sozialen Verantwortlichkeitsbewußtsein eines zivilisierten Staates fortgeschritten. Die Nachahmung der barbarischen Seiten unseres europäischen Völkerlebens sind ihm trefflich gelungen, es schlägt sich besser, als mancher der alten Kulturkolosse; auch das Geldmachen hat es uns abgesehen, das redliche und das unredliche. Die Börse ist eine wilde Stätte des Spekulierens, und im Gründen und Bankerottieren stellt es seinen Meister; wie sich im öffentlichen und kommunalen Dienste verdienen läßt, darin übertrifft es Amerika.“

Der Grundsatz der Verfassung, daß alle Staatsbürger vor dem Gesetz gleich sind, wird durch eine auf aristokratischer und plutokratischer Grundlage ernannte oder gewählte Volksvertretung hinfällig gemacht. Das Oberhaus steht völlig unter dem Einfluß des Adels, das Unterhaus unter dem des Großgrundbesitzes, des Großunternehmers, Großkaufmanns und der höheren Beamten. Nur etwa 2 v. H. der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung haben teil am Wahlrecht, der Rest ist wie die Gesamtheit der Arbeiter, die Volks- und Mittelschullehrer, die mittleren und unteren Beamten, sowie die im Handwerk und Handel Tätigen von der Ausübung des Wahlrechts ausgeschlossen, weil

sie nicht das geforderte Mindesteinkommen haben.

Auch auf dem Gebiete der Rechtspflege bestehen große Mängel. Die neueingeführten europäischen Rechtsgrundsätze werden unwirksam gemacht durch die weiter ausgeübten alten Mißbräuche. „Was nützen die Gesetze zur Begründung kaufmännischer Moral, wenn die mächtigen Gilden sich zu Kämpfen der altererbten Unehrllichkeit aufschwingen und durch ihre Koalition den Erlaß europäischer Richtersprüche illusorisch machen... Den Fremden zu betrügen gilt als kein Unrecht.“ Daß diese Klagen Schachners nicht unbegründet sind, zeigt eine Mitteilung in der Münchener Zeitschrift „Handel und Industrie“ vom 2. Oktober. Unter der Überschrift „Fremdes Kapital in Japan“ schreibt sie: „Wie bedenklich es ist, Kapitalien in japanischen Handelspapieren anzulegen, dürfte der nachfolgende Fall wieder einmal beweisen, der nicht etwa von Japan feindlicher Seite, sondern von der japanischen Presse selbst berichtet wird, und zwar von der „Hochi Schimbun“, einem fremdenfeindlichen Blatte. Es handelt sich um die bekannte Loonensche Oriental-Compressol-Gesellschaft in Tokio, deren Kapital aus etwa 6000 Aktien besteht, von denen etwa 4000 Aktien Ausländern in Europa, 500 Ausländern in Japan und nicht ganz 2000 Japanern gehören. Unmittelbar nach der Abreise des Gründers Loonen von Japan begannen die Umtriebe, die den japanischen Aktionären, obwohl sie nur ein Drittel Aktien vertreten, den ausschlaggebenden Einfluß in der Gesellschaft verschaffen sollten. Es wurde eine außerordentliche Generalversammlung mit so kurzer Frist einberufen, daß die Aktionäre keine Vorbereitungen dazu treffen konnten. Auf dieser Versammlung wurden die Vollmachten zur Vertretung der abwesenden Aktionäre für ungültig erklärt, da sie ge-

mäß den Satzungen binnen sechs Monaten nach der Ausstellung ihre Kraft verlieren. Darüber aufgebracht, verließen die anwesenden Europäer die Versammlung, die nun den Ausschluß Loonens vom Vorsitz der Gesellschaft und die Ersetzung sämtlicher europäischer Beamten durch Japaner beschloß und die Satzungen dahin änderte, daß jede Aktie nur eine Stimme, der Besitzer von mehr als zehn Aktien aber immer nur für zehn Aktien, nach den ersten zehn, je eine Stimme haben sollte. Diese Beschlüsse wurden in einer, dem Handelsgesetz zuwider nur zwei Wochen statt mindestens einen Monat später, einberufenen Versammlung, die nur von Vertretern von 1500 Aktien besucht war, bestätigt. Die Art, wie auf dieser Versammlung die Ausländer behandelt wurden, soll haarsträubend gewesen sein. Statt der eigentlich von ihnen vertretenen Zahl von über 1500 Aktien wurden ihre Stimmen nur als 150 gezählt. Alle japanischen Anträge gingen durch, und die oben erwähnte chauvinistische „Hochi“ jubelt, daß die Ausländer keinen einzigen Antrag durchbringen konnten, obwohl sie zwei Drittel der Aktien haben.“ „Jedenfalls werden diese Vorgänge nicht dazu beitragen,“ bemerkt hierzu der „Ostas. Lloyd“, der ebenfalls über die Angelegenheit berichtete, „der japanischen Industrie das so heiß ersehnte ausländische Kapital zuzuführen.“ Von den japanischen Gerichten haben freilich die Fremden nicht viel zu hoffen. Der „Chronicle“ vom 1. Mai 1907 schreibt: „Man gehe nicht vor Gericht, da das Verschleppungssystem der japanischen Gerichte die Rechtshilfe wertlos macht.“ So sehr es das Bestreben der maßgebenden Kreise Japans ist, nach außen hin den Mut und das Ansehen als **Großmacht** sich zu sichern, so wenig geschieht zur inneren Kräftigung des Staatskörpers. Große und

glänzende Kriege, in die Millionen gehende Unterstützungen großer Gesellschaften, wie der Nippon Yusen Kaisha oder der ein Viertel des Überseehandels besitzenden Mitsui-Gesellschaft, riesige staatliche Zuwendungen an einzelne Schifffahrtsgesellschaften, glänzende Vertretung auf ausländischen Ausstellungen*), all dies sind Mittel, dem Ausland den großen Aufschwung der japanischen Volkswirtschaft vor Augen zu führen. Es scheint alles für das Ausland berechnet zu sein, man will und muß „glänzen“, um seine Stellung sich zu wahren. Für die Gesundheit der inneren Verhältnisse hat man noch keine Zeit gehabt.

Zwei sehr wesentliche Einrichtungen fehlen Japan, damit es wirklich den ihm so oft gegebenen Namen des „Preußens des Ostens“ verdient: der pflichttreue unbestechliche Beamtenstand und die Volksschule.

Man mag über die Bureaukratie schimpfen, so viel man will, man wird zugeben müssen, daß sie zur ordnungsgemäßen Führung großer staatlicher wie auch privater Unternehmungen unentbehrlich ist. Japan fehlt diese Beamtschaft. Infolge seiner eigentümlichen Verfassung herrschen Adel, agrarisches Junkertum und junkerliches Beamtentum und vergeben alle Ämter und Ämtchen unter sich mit Ausschluß des Volkes. Sodann steht die allgemeine Schulpflicht nur auf dem Papier. Viele Kinder sind schon frühzeitig gewerblich tätig. Die Bezahlung der Schullehrer ist jammervoll. All dies rächt sich schon heute, wo die japanische Industrie hochgelernte Arbeiter in immer größerer Zahl gebraucht. Erschwerend wirkt weiterhin die große Preissteigerung aller Nahrungs- und Genußmittel sowie der Wohnungen als Folge des Krieges,

*) Siehe Berliner Tagebl. vom 5. Oktober 1909 (Morgenausgabe): Japans Industriepolitik.

während des Einkommen keineswegs in gleichem Maße gestiegen ist. Nur die hochgelernten Arbeiter haben Lohnsteigerungen durchsetzen können. Hier haben sich auch Gewerksvereine nach europäischem Muster gebildet, so z. B. der 1897 begründete „Maschinenarbeiterverein“, ferner der „Reformverein der japanischen Eisenbahnen“. Überall jedoch, wo Frauen und Kinder die Arbeit verrichten können, sind die Löhne gleich geblieben oder zurückgegangen und Organisationen nicht zustande gekommen. Besonders stark sind Frauen in der Textilindustrie, aber auch in der Tabak- und Zündholzindustrie und in der Buchdruckerei vertreten. Doch auch in der schweren Industrie arbeiten Frauen. Im Kupferbergwerk zu Bessni waren neben 3992 Männern 668 Frauen tätig, in den Hüttenwerken des Reiches 8896 Frauen neben rund 60 000 Männern, in den Steinkohlenbergwerken 1304 Frauen neben rund 7500 Männern. Selbst in der Maschinenindustrie wird nach Schachner, was nur möglich, Frauenhänden überlassen, so daß in den Gießereien des Reiches 388 Frauen neben 3194 Männern arbeiten.

Die Löhne sind in den Industrien, wo Frauen und Kinder mitarbeiten, zum Teil so niedrig, daß eine kräfteerhaltende Ernährung ausgeschlossen ist. Berufliche Kraftlosigkeit, Neigung zu Fabrikkrankheiten, insbesondere Tuberkulose, schwache Kinder und früher Tod sind die Folgen dieser Unterernährung.

„Wer die zierlichen im Wachstum zurückgebliebenen Püppchen in den Fabriken sieht, nur Jugend, kein Alter entdeckt, erhält ein Bild von der Verheerung, die die Industrie übt, und ihrer Todesernte. Bekannt ist ja, daß Japan unter der geringen physischen Leistungsfähigkeit seiner Fabrikarbeiter ganz empfindlich zu leiden hat. Zum Heizen von Kesselanlagen ist der Bedarf an Arbeitern $\frac{1}{2}$, mehr als bei uns.“

Hierzu kommen außerordentlich ungünstige Arbeitsbedingungen. Was Schachner hierüber erzählt, erinnert an die Verhältnisse in England vor dem Aufkommen der Fabrikgesetzgebung.

„In vielen Gewerben stehen die Räder nie still, Tag und Nacht schwirren sie und müssen bedient werden, in zwei Schichten wechselt die Arbeiterschaft, dabei wird die gesundheitschädliche Nachtarbeit nicht einmal besser bezahlt als Tagesarbeit, weil sich viele zur Nachtschicht drängen, die dann bei Tag noch anderen Verdienst nehmen oder doch im Hauswesen tätig sein können.

„Wo Schichtwechsel nicht besteht, ist die Arbeitszeit in Fabriken bis zu 15 Stunden keine Seltenheit, so daß Doppelschichtfabriken sich sogar besonderer Beliebtheit erfreuen.

„Die Mittagspause ist eine halbe Stunde, während der aber die Räder nicht rasten und oft auch, gerade in den gesundheitschädlichen Betrieben, wie den Zündholzfabriken, die Arbeitslokale nicht verlassen werden. Wo Kontraktarbeit, überläßt man es den Arbeitern, ob sie sich eine Pause gönnen wollen oder nicht. Schlimm ist, daß der Sonntag keine Anerkennung in Japan gefunden hat. Die Ruhetage in der Industrie decken sich mit den notwendigen Reinigungsarbeiten und belaufen sich oft auf nicht mehr als ein Dutzend das Jahr. Im günstigsten Fall ist der 1. und 15. als Ruhetag festgesetzt.

„Wenn wir in der Baumwollindustrie einen Reichsdurchschnitt von 325 Arbeitstagen finden, so sagt dies genug; für den städtischen Regierungsbezirk (Fu) von Tokio wies

	Arbeitstage
die Baumwollspinnerei	326
„ Zündholzindustrie	328
„ Buchdruckereien	333
„ Maschinenindustrie	335
der Schiffbau	338
auf.“	

Der amerikanische Konsularbericht für das Jahr 1906 über Gewerbe und Handel von Kobe und Osaka sagt über die Arbeiterverhältnisse in den Spinnereien:

„Die Spinnereien werden in großem Umfang von Kindern bedient, die in zwei Schichten von je zwölf Stunden die sieben Tage der Woche tätig sind. Die Arbeiter gehen zu ihren Mahlzeiten außerhalb der Fabrikräume in gewissen Abteilungen, die genügend Arbeiter innen lassen, die Maschinen zu bedienen. Diese gehen den ganzen Monat hindurch, mit Ausnahme eines Tages, an dem sie zu Zwecken der Reinigung stillgestellt werden.“

Schutzmaßregeln gegen gesundheitsschädliche Einflüsse oder Unfallgefahr sind nirgends vorgesehen, selbst in staatlichen Betrieben laufen die Transmissionen frei; in den Hüttenwerken suchen die Schwefeldämpfe des Bessemerprozesses vergeblich den Ausgang aus den Räumen, in Zündholzfabriken ist Lüftung, jede Hygiene und Feuersicherheit in gleicher Weise vernachlässigt, im Bergbau erschweren niedrige Gänge die Arbeit, schlimme Lüfte kürzen den Atem, und ungenügende Verbalgung droht jeden Augenblick Unglück und Tod.

Die Regierung tut nichts, um dem Raubbau an den Kräften des Volkes Einhalt zu gebieten. Der von den Unternehmern geltend gemachte Einwand, eine soziale Gesetzgebung schädige die Wettbewerbsfähigkeit dem Auslande gegenüber, ist nichtig.

Der amerikanische Konsularbericht stellt ihre Verhältnisse als glänzend dar: „Es war eine bedeutende Zunahme in der Spinnerei und Weberei; die Profite werden als „phänomenal“ bezeichnet, und die Zahl der Spindeln wird deshalb fortwährend vermehrt. Die Betriebe sind auf lange hinaus beschäftigt und haben alle Verträge, die ihre Spindeln das

ganze Jahr hindurch emsig in Tätigkeit halten werden. Einheimisches minderwertiges, wie hochwertiges Gewebe wird bald den japanischen Markt beherrschen.“

Allerdings sind die Kreditverhältnisse nicht günstig, weil die Unternehmer Japans durch ihr Verhalten das Vertrauen des fremden Geldgebers verloren haben; viel Schuld trifft aber, wie Schachner ausführt, auch die Regierung, die durch ein scharfes Aktien- und Börsengesetz dem heutigen Schwindel im Gründen hätte vorbeugen und eine ehrliche Bilanzierung hätte gebieten müssen.

Vom 1. Juli 1906 bis 1. November 1906 wurde 1 Milliarde Yen in Industrie und Bankwesen angelegt, die meisten Unternehmungen kamen über Bureaueinrichtung und Aktienaussgabe aber nicht hinaus. Im März 1907 waren bereits 18 der neu gegründeten Aktiengesellschaften mit vielen Millionen in Vermögensverfall.

Im ganzen Unternehmertum herrscht nach Schachner solche Verderbnis und Vetternwirtschaft, daß man neuerdings wieder mehr dazu übergeht, Europäer in die Direktionen zu berufen, um die Geldleiher günstiger zu stimmen.

Die Überfüllung der Geschäftsräume mit faulenzenden, Zeitung lesenden Gehülfen ist, so schreibt er, eine ebenso typische Erscheinung, wie die Verschwendung von Mitteln in Bestechungen zur Erlangung von privaten und öffentlichen Aufträgen. (Rathgen meint in seinem „Japan“, daß selbst der öffentliche Beamte gar nichts darin finde, Geld anzunehmen.) Es werden oft nicht die besten Maschinenanlagen gewählt, sondern diejenigen, deren Installierung den Direktoren und Beamten die größten Bestechungssummen bringen.

Ebenso blind, wie die japanische Industrie in ihrer Masse gegen die geschäftliche Ehrlichkeit ist, wütet sie gegen ihr eigenes Interesse, wenn sie

die niedrigsten Löhne als die Grundlage billigster Produktion betrachtet.

Diese außerordentliche Anstrengung der Arbeiter ohne Ruhetage in ungeheurer Arbeitszeit veranlaßt das so viel beklagte Blaumachen. Wenn Bauunternehmer wie Industrielle über die Unregelmäßigkeit der Arbeiterschaft klagen, die ihnen eine Reservearmee von 33 v. H. aufzwingt, so haben sie das der feiertaglosen Tätigkeit zuzuschreiben. Wenn die Unternehmer jede neue Hand nehmen, die sich ihnen billiger bietet, so beachten sie die Schulung der länger eingestellten Kräfte zu wenig und haben in Verwüstung von Material und Beschädigung der Maschinen schwer empfundene Folgen. Die viel, beklagte rasche Verwüstung der Kesselanlagen, Verschwendung bei der Feuerung stammt von dieser Einstellung billiger, ungeschulter Arbeiter.

Die schlecht bezahlten, erschöpften Arbeiterhände geben unzuverlässige Leistung; die schlechte Beleuchtung, die mangelnde Sauberkeit beeinträchtigen das Produkt; Fehler im Gewebe, Flecken und andere Nachlässigkeiten in der Arbeit mindern nicht nur deren Wert, sondern auch das Ansehen und Vertrauen, das man dem japanischen Unternehmer schenkt. Heute kann für Japan das alte Wort neu geprägt werden: Billig

und schlecht. In vielen Industriezweigen, wo es auf Sorgfalt und Körperkraft ankommt, wird Japans Konkurrenzfähigkeit mit dem Westen erst dann eintreten, wenn man sich vor allem auf dem Gebiete der Sozialpolitik zu einer durchgreifenden Änderung entschlossen haben wird.

Die Versuche der Arbeiter, durch Streiks Lohnerhöhungen, Verbesserung gesundheitschädlicher Verhältnisse, Unfallverhütungsmaßregeln usw. zu erlangen, blieben bei dem mangelnden Interesse der Regierung ohne Erfolg. So ist es verständlich, daß es in breiten Schichten des japanischen Volkes bedenklich gärt.

Noch sind ja die Maßnahmen und die Aufmerksamkeit der japanischen Staatsleitung im wesentlichen nach außen gerichtet. Die Erhaltung und Erweiterung des Besitzstandes, wenn nötig, durch einen neuen Krieg, scheint ihr Hauptziel zu sein. Von Dauer jedoch werden alle politischen Eroberungen und Erfolge nur dann sein, wenn die schweren Schäden, die das Volk bedrücken und arbeitsunfähig zu machen drohen, beseitigt werden, wenn die japanische Regierung durch Fürsorge für die geistige und materielle Hebung der großen Masse des Volkes eine gesunde Grundlage für ihre Auslandspolitik geschaffen hat.



POLITISCHE ENTWICKLUNG

ALFRED HOLD STONE, WASHINGTON: DIE RASSENFRAGE IN AMERIKA.



URCH lange Jahrzehnte hat die Frage der Negersklaverei und späterhin das Problem: wie die befreiten Schwarzen zu behandeln seien, — die amerikanische Politik beherrscht und noch immer ist sie für die weiten Südoststaaten der Union die wichtigste soziale Frage. Wird sie es immer bleiben oder gibt es eine Lösung? Je nach dem Parteistandpunkt ist hierauf die verschiedenartigste Antwort gegeben

worden und demgegenüber mag es vielleicht wertvoll sein, ganz nüchtern soziologisch in Beurteilung der gegebenen Entwicklungsfaktoren den Möglichkeiten des Problems nachzuspüren. Erörtern wir zunächst den gegenwärtigen Stand der Dinge:

Der Sezessionskrieg der Jahre 1861 bis 1865 hat durch den Sieg der industriellen, auf freie Arbeit begründeten Nordstaaten über die sklavenhaltende Großgrundbesitzerklasse des Südens die Aufhebung der Sklaverei herbeigeführt. Die Neger selbst hatten an ihrer Befreiung keinerlei Anteil genommen, ja, sie haben sogar vielfach — ein charakteristisches Zeichen sowohl für ihre Treue als auch ihren Mangel an politischem Sinn — die Familien ihrer Herren bewacht, während Väter und Söhne in den Krieg zogen gegen die Männer, welche das Joch der Negerrasse brechen wollten; sie haben so ihren Herren gegen ihre Befreier Unterstützung geleistet. Auch weiterhin waren es niemals sie selbst, sondern immer weiblickende, von generösen Ideen getragene Politiker des Nordens, welche für sie um das politische Wahlrecht und die bürgerliche Gleichberechtigung rangen.

So wie aber im Süden friedliche Verhältnisse wiederkehrten und die weißen Herren des Landes wieder die Regierung ihrer Staaten antraten, vermochten die Neger trotz Wahlrecht und gesetzlicher Gleichberechtigung ihre Stellung nicht zu behaupten. Durch hinterhältige Interpretation der Gesetze verstanden es die weißen Männer des Südens, den Negern das politische Wahlrecht praktisch wieder zu nehmen. Wo ihnen das Gesetz keine Möglichkeit dazu bot, besetzten bewaffnete Weiße die Wahllokale und trieben die Neger, die wählen wollten, mit Gewalt zurück. An Gehorsam durch Generationen gewöhnt, wagten diese nicht, selbst zu den Waffen zu greifen. Ebenso wird den Negern die soziale Gleichberechtigung hartnäckig verweigert; die Kinder der Neger und die Kinder der Weißen werden in getrennten Schulen unterrichtet; in Straßenbahnwagen und Eisenbahnen müssen die Neger gesonderte Abteile benutzen; kein von Weißen frequentiertes Hotel würde einen Negergast, gleichgültig von welcher sozialen Stellung, beherbergen; geselliger Verkehr zwischen beiden Rassen besteht nicht und offizielle Heiraten zwischen Weißen und Negerinnen (der umgekehrte Fall kommt ohnehin nicht vor) werden nach den Gesetzen der Südstaaten mit 20 jähriger Zuchthausstrafe an dem Beteiligten und dem Geistlichen, der etwa die Einsegnung vornehmen würde, geahndet. Selten genug kommt es zur Anwendung des Gesetzes, da die soziale Sitte solchen Zwischenheiraten zu scharf entgegensteht; vor kurzem allerdings wurde von einem derartigen Fall unter Anwendung der gesetzlichen Maximalstrafe auf die Beteiligten gemeldet.

Gibt es nun irgendwelche Tendenzen, die auf Besserung dieser Verhältnisse hinweisen? In der Gegenwart scheint wohl eher das Entgegengesetzte bemerkbar, denn jenes lebhafteste Interesse, das die führenden Männer der Nordstaaten unmittelbar nach dem Kriege an der Gleichberechtigung der Neger nahmen, — damit das Blut ihrer Freunde doch nicht so ganz umsonst geflossen sei — dieses Interesse erkaltet. Mag auch hin und wieder von einem Politiker des Nordens auf die Verletzung der Bundesverfassung durch die Stimmrechtsberaubung der Neger hingewiesen werden: Der amerikanische Kongreß selbst sieht völlig davon ab, im Sinne seiner gesetzlichen Befugnis entscheidende Schritte einzuleiten! Andere Probleme und Gegensätze haben die Negerfrage aus dem Interessenkreis der nordstaatlichen Bevölkerung verdrängt; man überläßt den Südstaaten die Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten oder, mit anderen Worten, die Neger der Willkür der Weißen,

auf deren Plantagen sie einst als Sklaven arbeiteten und auf deren Plantagen resp. in deren Fabriken und Bergwerken sie heute als Lohnarbeiter fronden.

Trotzdem glaube ich nicht, daß die Dinge stets so bleiben werden, wie sie sind; bedeutungsvolle soziale Faktoren wirken, ob heute auch noch wenig sichtbar, auf eine Veränderung hin. Allerdings nicht auf einen radikalen, demnächst zu erwartenden Umsturz. Eine kurze Untersuchung der extremen Ansichten, die einen solchen voraussehen, wird dies zeigen. Sie lauten: 1. Die Vermischung der beiden Rassen durch häufiger werdende legitime oder illegitime Verbindungen.

Erstere sind, wie oben bemerkt, durch das Gesetz verboten und ist Aufhebung desselben bei der herrschenden Stimmung wohl für lange hinaus ausgeschlossen. Illegitime Verbindungen kommen natürlich immer vor, sind aber angesichts der öffentlichen Meinung, die sie so scharf verurteilt, weit seltener als ehemals in der Sklavenzeit und viel seltener als etwa in Westindien oder Südamerika, wo ein ähnliches Bewußtsein des Rassengegensatzes nicht im Wege steht. Vielfach meint man zwar, daß die wachsende Einwanderung von Südeuropäern, insbesondere Italienern, in die Südstaaten der Union Bevölkerungselemente hineinbringen werde, die, ähnlich wie in Südamerika, die Empfindung des Rassengegensatzes zum Schwarzen nicht in solchem Maße besitzen wie der Angelsachse. Meiner Ansicht nach wird dieses Moment vielfach überschätzt; auch die neuen Siedler werden, wenn längere Zeit im Lande, die Gewohnheiten ihrer angelsächsischen Genossen annehmen.

2. Freiwillige oder gezwungene Auswanderung der Neger nach Westindien oder Afrika.

Lange hat man gerade hieran als Lösung der Negerfrage gedacht; noch Präsident Lincoln meinte, in Westindien ein Heim für amerikanische Neger schaffen zu können und trat mit der dänischen Regierung wegen Überlassung einiger Inseln für eine erste Kolonie in Verbindung. Bekanntlich haben ja auch bereits amerikanische Neger die Republik Liberia an der afrikanischen Küste begründet. Doch wird es hierin noch ziemlich lange beim alten bleiben. Die Neger fühlen zunächst keinerlei Trieb, ein Land aufzusuchen, das ihnen die Lockungen des Reichtums oder der Kultur nicht bietet, mit dem keine regelmäßigen Schiffsverbindungen bestehen. Sie sehen keinen Anlaß, einen Staat aufzugeben, der ihnen trotz allen Rassenhochmuts der Weißen (der eben nur den Besten unter den Negern schmerzlich fühlbar wird) ein weites, fruchtbares, noch nicht voll besiedeltes Landgebiet und relativ gut bezahlte Lohnarbeit garantiert. Andererseits kann in der Gegenwart von erzwungener Deportation keine Rede sein, da die humanitären Grundsätze der amerikanischen Republik einer solchen im Wege stünden.

3. Ein Rassenkrieg, der zur Vernichtung einer der beiden Rassen führen würde.

Diese Möglichkeit scheint mir ganz von der Hand zu weisen:

a) weil die weißen Bewohner der Südstaaten trotz aller gelegentlichen Fälle von Lynchjustiz, ja selbst Straßenkämpfen, einen systematischen Ausrottungskrieg nicht anzetteln können, indem der humanitäre Gesinnte Norden sich gegen eine derartige Unmenschlichkeit denn doch gewaltig ins Mittel legen würde;

b) weil es für die Neger ganz ausgeschlossen ist, das Beispiel ihrer Brüder auf Haiti nachzuahmen und einen Vernichtungskrieg gegen ihre weißen Brotherren zu beginnen; diese sind wohl in einzelnen Staaten (Mississippi und Süd-Carolina) in der Minderheit, stehen aber durch die ausgezeichneten

Eisenbahnen der Südstaaten mit den übrigen Teilen der Union in solch regem Kontakt, daß irgend ein isolierter Kampf mit ihnen, der nicht sofort durch Einschreiten der anderen Bundesstaaten entschieden würde, unmöglich ist.

Da mir somit alle radikalen Vorschläge und Befürchtungen ausgeschlossen erscheinen, so glaube ich, nicht fehlzugehen, wenn ich für die nächste Zukunft im wesentlichen eine Beibehaltung der bisherigen Zustände voraussehe. Für eine weitere Zukunft glaube ich an eine ganz allmähliche und doch in letzter Hinsicht bedeutsame Wandlung der Dinge: durch die langsame geographische Verschiebung der Rassenkörper, und zwar auf Initiative der Neger selbst. Diese Verschiebung läßt sich heute schon konstatieren. Aus gewissen Dörfern und Distrikten fortziehend, deren weiße Bewohner ihnen besonders feindselig begegnen, sammeln sich die Neger mehr und mehr an gewissen andern Punkten, deren weiße Bewohner wiederum — sowie sie sich einer starken Überzahl von Negern gegenüber sehen — lieber den Distrikt verlassen. So bilden sich Landstriche heraus, die ohne jede gesetzliche Abgrenzung in der Tat überwiegend von Negerfarmern bewohnt sind, während allerdings in vielen andern Bezirken die Neger nach wie vor in den Plantagen der weißen Herren arbeiten. Immerhin vermindert diese teilweise, geographische Scheidung beider Rassen den Anlaß zu Konflikten, die ja weniger zwischen den schwarzen Arbeitern und dem weißen Großgrundbesitzer, als vielmehr zwischen schwarzen und weißen Farmern gleicher sozialer Stellung die Regel sind.

Noch wichtiger ist die Abwanderung der Neger nach Norden. Teils um sich der ungünstigen sozialen Stellung im Süden zu entziehen und im Norden größere Unabhängigkeit zu finden, teils auch bloß auf der Suche nach lohnender Arbeit, haben während der letzten Jahrzehnte bereits über 1 Million Neger die Grenzlinie der alten Sklavenstaaten überschritten und sich in den verschiedenen Staaten des Nordens niedergelassen. Trotzdem sind sie in ihren neuen Wohnsitzen nicht zahlreich genug, um eine eigentliche Negerfrage des Nordens heraufzuführen, und auch die historische Tradition der Verachtung der Herren den ehemaligen Sklaven gegenüber steht ihnen nicht entgegen. Man hat ihnen nirgends das Wahlrecht genommen, nirgends ihre Kinder in eigene Schulen, sie selbst in eigene Bahnwagen verwiesen; kein Gastwirt des Nordens dürfte es wagen, einen Negergast abzuweisen, der sonst an die Gerichte appellieren könnte. Für diese Neger ist also die Negerfrage in Hinsicht der sozialen Unterdrückung gelöst, wenngleich allerdings die Rassenscheidung als solche bestehen bleibt. Illegitime Geschlechtsverbindungen aber zwischen Weißen und Negern kommen im Norden noch seltener vor als im Süden, da die beiden Rassen noch weniger aneinander gewöhnt sind.

Viele Momente, glaube ich, weisen darauf hin, daß mehr und mehr weiße Siedler des Nordens, der noch ungehobenen Boden- und Mineralschätze halber, nach den Südstaaten ziehen, daß Einwanderer aus Europa, besonders Italiener, dort festen Fuß fassen werden und daß so allmählich auch im Süden der Prozentsatz der Negerbevölkerung, die durch keine Einwanderung verstärkt wird, wohl aber durch Auswanderung nach dem Norden immer mehr abnimmt, ein stets geringerer werde. So mögen allmählich auch im Süden die Gegensätze an Schärfe verlieren. Einer kleinen Minderheit gegenüber werden die Weißen das Wahlrecht kaum mehr verweigern, weil es ihnen nicht mehr gefährlich werden kann. Der Rassenhaß wird verschwinden, wo der Neger nur mehr vereinzelt zu finden ist.

Andererseits ist der Norden des Landes so groß und volkreich, daß auch wachsender Zustrom der Neger ihre Zahl dort zu keinem beträchtlichen Prozentsatz steigern und eine neue Rassenfrage schaffen kann. Später, nach vielen Jahrzehnten (wenn nicht Jahrhunderten), wenn dieser allmähliche Prozeß weiter und weiter gediehen, wenn der Neger überall in der Union nur mehr eine verschwindende Minderheit bildet, wenn die Rassen andererseits sich an freies Nebeneinanderleben gewöhnt haben werden, mag die Zeit gekommen sein, wo alle Schranken fallen, die alten Gesetze, welche Heirat zwischen beiden Rassen verbieten, zuerst in Vergessenheit geraten, dann abgeschafft werden, und sich die völlige Verschmelzung beider Rassen vollziehen kann. Jedenfalls wird aber schon lange vorher der Rassegegensatz seine Schärfe verloren, sich seines politischen Charakters und seiner sozialen Bedeutung entkleidet haben.

Das Verschwinden dieser Frage aus der amerikanischen Politik wird von allen Freunden des Landes nur mit lebhaftester Befriedigung begrüßt werden können, gehört sie doch heute zu den dunkelsten Momenten in der jungen amerikanischen Kultur.

TECHNISCHER & WISSENSCHAFT- LICHER FORTSCHRITT CHRONIK

HERSTELLUNG einer Weltkarte. Ein schon Jahrhunderte alter Traum der Geographen ist die Schaffung einer Weltkarte nach einem einheitlichen System. Die Verschiedenheit der Sprachen und Maße in den einzelnen Ländern des Erdballs sowie die mangelhafte Entwicklung der Buchdrucktechnik in vielen Gegenden haben bisher die Verwirklichung dieses Gedankens verhindert. Nach längeren Vorverhandlungen ist nunmehr am 16. November dieses Jahres im Auswärtigen Amt in London eine Konferenz von Vertretern der auswärtigen Mächte und der englischen Kolonien zusammengetreten, um über die Mittel und Wege zur Herstellung einer ein-

heitlichen Weltkarte zu beraten. Im Namen des Ministers des Äußeren begrüßte Sir Charles Hardinge die Teilnehmer und versicherte, die englische Regierung werde alle ihr unterbreiteten Vorschläge in wohlwollender Erwägung ziehen; man darf also hoffen, daß nunmehr eine Einigkeit sämtlicher Beteiligten erzielt wird, und die so wichtige einheitliche Weltkarte bald hergestellt sein wird.

Dr. John Mez - Mannheim.

Die Versicherung von Luftfahrern. Während bis vor Jahresfrist in Deutschland und in Österreich jede Unfall- oder Haftpflicht-Versiche-

rungepolice die Bestimmung enthielt, daß Fahrten mit Luftballons und sonstigen Luftfahrzeugen von der Versicherung ausgeschlossen seien, wird seit kurzem das Risiko der Luftfahrten allgemein versichert. Die Prämien, welche die Gesellschaften von den Luftschifffern fordern, sind wie „Der österreich. Volkswirt“ schreibt, ziemlich hoch und schwanken — da man über keinerlei statistische Grundlagen verfügt und der Sache noch ängstlich gegenübersteht — je nach der Art des zu versichernden Luftfahrzeuges. Im allgemeinen hält man Fahrten mit unlenkbaren Ballons für weniger gefährlich als Aufstiege mit lenkbaren Ballons und betrachtet die Aeroplane als meistgefährlich; doch stellt man in Versicherungskreisen gern die Tatsache fest, daß bei den Unfällen der Luftfahrzeuge bisher die Lenker und Insassen meist glimpflich davongekommen sind, während das versicherte Fahrzeug selbst oft die ärgsten Schäden erlitten hat. Man befaßt sich nun mit der Ausarbeitung gemeinsamer Tarife für diese noch etwas unbekannten Risiken, die von den Gesellschaften im Rückversicherungsweg auch gemeinsam getragen werden dürften. Es ist immerhin ein charakteristisches Zeichen der Zeit, daß die Luftfahrten nun auch schon in den Tarifen der Versicherungsgesellschaften erscheinen.



Aufruf zur Begründung eines Luftschiffahrts-Museums in Frankfurt a. M.

Wir entnehmen dem Aufruf folgendes: „Das Museum hat die Aufgabe, für den Fachmann wie für den Laien, besonders aber auch zu Zwecken beruflicher Ausbildung, die Entwicklung der Luftschiffahrt und ihren jeweiligen Stand, in Wort, Bild und Objekt vor Augen zu führen und zugleich als Grundlage für den akademischen Unterricht zu dienen.

In seiner technischen Abteilung soll es möglichst vollständig die Entwicklungsstadien der Luftfahrzeuge in weitestem Sinne durch Originale oder Modelle veranschaulichen, unter besonderer Berücksichtigung der für den Luftschiffbau und die Luftschiffahrt in Betracht kommenden wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel; die literarische Abteilung wird nach dem Vorbild der historischen Abteilung der Ila enthalten: eine möglichst vollständige Bibliothek aeronautischer Literatur, mit Einschluß der Patentschriften, ferner eine umfassende Sammlung von bildlichen Darstellungen, Skizzen, Plänen, Tabellen und Karten.

Aber nicht nur die Begründung und Vermehrung eigener Sammlungen sind der Zweck des Museums; vor allem gilt es auch, das Interesse für die Luftschiffahrt in immer weiteren Kreisen zu wecken und dadurch die Bestrebungen verwandter Institute wie des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, München, auf das ausdrücklichste zu fördern. Das bereits vorgesehene Handinhandarbeiten mit diesem Museum, der Austausch von Dubletten und sonstige gegenseitige Unterstützung kann beiden Anstalten nur förderlich sein!

Frankfurt a. M., den 17. September 1909. Für das provisorische Komitee: Präsidium der „Ila“. Frankfurter Verein für Luftschiffahrt. Physikalischer Verein. Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.



Luftschifferkarten. Am 17. Sept. fand in Frankfurt eine Konferenz der Deutschen Kommission für Luftschifferkarten statt. Dabei wurden die ersten Exemplare Luftschifferkarten vorgelegt und darüber beraten, wie die vom Minister der öffentlichen Arbeiten in einem Schreiben vom 21. 8. d. J. entgegenkommender-

weise angebotene Unterstützung am vorteilhaftesten in Anspruch genommen werden kann.

Um zu verstehen, was in eine solche Karte alles eingetragen werden muß, hat man sich die verschiedenartigen Anforderungen klarzumachen, denen dabei Rechnung getragen werden soll. Diese Forderungen sind zwar für Freiballons, lenkbare Luftschiffe und Flugmaschinen nicht ganz die nämlichen. Trotzdem aber wird bei den vielen allen Luftfahrzeugen gemeinsamen Bedürfnissen und bei dem auch in nächster Zeit immerhin noch geringen Absatz, den diese Karten finden werden, vorerst wohl nur eine gemeinsame Karte für alle hergestellt werden können. Bei allen soll die Karte einmal dazu dienen, um möglichst leicht, schnell und unbedingt sicher zu orientieren. Diese Orientierung ist in vieler Beziehung leichter als dicht auf der Erde, weil der Überblick ein bei weitem umfassenderer ist, ja weil das Gelände unter dem Fahrzeug selbst viele Ähnlichkeit mit einer Karte in riesenhaftem Maßstab besitzt. Sie kann aber auch sehr viel schwieriger werden, weil es durch Wolken- oder Nebelbildung, durch plötzliche Änderung der Luftströmung häufig vorkommen wird, daß man sie völlig verliert und daß man, um sie in ganz anderer Gegend wieder zu gewinnen, oft auf die Unterstützung der Karte allein angewiesen ist. Für lenkbare Luftschiffe muß sie außerdem die vorteilhaftesten Flugstraßen deutlich erkennen lassen. Auch beim Luftschiff wird nicht immer die kürzeste Verbindung die zweckmäßigste sein, sondern es werden oft Umwege gewählt werden müssen. Unter Umständen ist es geraten, sehr tief zu fahren. Stets kostet ein solcher Flug die geringsten Ballastopfer. Außerdem nimmt der Wind normal mit der Höhe bedeutend zu. So bildet unter normalen Verhältnissen die tiefst-

gelegene Verbindung zweier Punkte auch die natürliche Flugstraße bei nicht günstigen Winden. Diese muß die Karte deutlich erkennen und die Hindernisse und Klippen, die sich ihr entgegenstellen, mit einem Blick übersehen lassen. Eine weitere Forderung an diese Karte ist, daß sie beurteilen läßt, ob das Gelände dem Luftschiff oder Flieger zur Landung günstig ist oder nicht. Beim Freiballon, bei dem in der Regel eine Fahrt am Schleppseil der Landung vorausgeht, soll sie die Gefahren, die hier drohen, sicher und rechtzeitig zu erkennen helfen. Für alle aber sollen die Punkte bezeichnet werden, an denen Hilfe bei Beschädigungen zu finden ist.

Den Maßstab dieser Karte auf 1 : 300 000 zu setzen, nachdem man vorher die Maßstäbe 1 : 100 000 und 1 : 200 000 versucht hatte, wurde von dem diesjährigen Geographentag in Lübeck beschlossen. Er schien aber andererseits auch klein genug, um einmal die notwendige Übersicht, die der weite Aktionsradius unserer Zeppelinluftschiffe z. B. erfordert, zu gewähren in dem engen Raum der Gondel, wo man nicht Dutzende von Karten offen nebeneinander ausbreiten kann. (Das geringere Gewicht des beschränkteren Kartenmaterials spielt demgegenüber eine nur unwesentliche Rolle.) Daß sich dieser Beschluß aber auch nicht durchgesetzt hat, beweist die Tatsache, daß die Karten der Zeppelinbaugesellschaft im Maßstab 1 : 200 000 entworfen sind. Jede von ihnen umfaßt nur das Gebiet von vier Karten 1 : 100 000, während die Karte 1 : 300 000 neun solche in sich aufnimmt. In dem auch ausgeführten und gerade bei Luftschiffen weit verbreiteten Maßstab 1 : 500 000, bei dem eine Sektion sogar 25 Generalstabskarten 1 : 100 000 umfaßt, hat man gar nicht versucht, derartige Karten herzustellen, denn hier ist eine deutliche Zeichnung der Höhenabstufungen vollständig ausgeschlossen.

Die zweckmäßige Darstellung der Höhengichten, deren Kenntnis für die Wahl der Flugstraßen so bedeutungsvoll wird, ist noch nicht geklärt.

Da dem Luftschiff sehr häufig der Anblick der Erde entzogen wird, so ist es unter allen Umständen vorteilhaft, wenn auch die Vorbedingungen für eine astronomische Orientierung auf der Karte geschaffen würden. Dazu gehört ein Gradnetz, möglichst sogar mit Minuteneinteilung, eine Nordnadel mit Mißweisungsdeklinations und ein Minuten- und Kilometermaßstab. Die astronomischen Messungen selbst lassen sich dann mit verhältnismäßig einfachen Instrumenten nach dem Verfahren von Professor Marcuse rasch vornehmen und liefern ziemlich genaue Ergebnisse.



Eine Professur für Luftschiffahrt wird nunmehr auch die technische Hochschule in Stuttgart in Bälde erhalten. In der Sitzung der Finanzkommission der Zweiten Kammer vom 26. Mai wurde die Errichtung einer Professur für Luftschiffbau und für den Bau von Kraftfahrzeugen an der Stuttgarter Technischen Hochschule angeregt. Die Unterrichtsverwaltung fordert für diesen Zweck vorerst 9000 Mark jährlich. Erleichtert ist ihr diese Maßnahme durch eine Spende von Aktionären der ehemaligen Zeppelin-

schen „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt in Stuttgart“, die zur Errichtung einer Forschungsstätte für Luftschiffahrt 59 000 Mark zur Verfügung gestellt haben. Die Frage, ob der Unterricht wenigstens zunächst von den vorhandenen Lehrkräften übernommen werden könnte, verneinte der Senat der Technischen Hochschule. Es soll nach seinem Antrag die Aufgabe des anzustellenden Professors jedenfalls in den ersten Semestern nicht darin bestehen, viel Unterricht zu erteilen, vielmehr soll ihm in erster Linie obliegen, das ganze Gebiet gründlich durchzuarbeiten und sich an Versuchen und Fahrten zu beteiligen. Dann soll die Errichtung eines Laboratoriums nachfolgen. Was die sachlichen Einrichtungen betrifft, steht die Unterrichtsverwaltung vorläufig auf dem Standpunkt, daß Württemberg sich auf das Notwendige beschränken muß, daß dagegen als Übungsstätte für die Studierenden aller oder einer Anzahl technischer Hochschulen eine vom Reich oder von einigen Bundesstaaten gemeinschaftlich zu unterhaltende Forschungsstätte eingerichtet werden sollte. Gegebener Ort für diese Forschungsstätte wäre nach Ansicht der Unterrichtsverwaltung Friedrichshafen. Die Regierung wird diese Frage der Errichtung einer gemeinschaftlichen Forschungsstätte weiter verfolgen.



MORALISCHE & RECHTS- ENTWICKLUNG

PROF. LUDWIG GURLITT, STEGLITZ: „ERSTER KULTURTAG“ IN BERLIN.



EGENÜBER den Bestrebungen des Antimodernismus fühlen die Vertreter eines modernen Kulturlebens das lebhafte Bedürfnis, sich zu bekennen und für die Kulturströmungen der Gegenwart ein weithin sichtbares Zeugnis abzulegen. In unseren Parlamenten werden mit eindringlichem Eifer fast nur die materiellen und parteipolitischen Interessen unseres Volkslebens verhandelt. Sehr kärglich bleiben die ethischen Bedürfnisse unseres Volkes bedacht. Eine starke Vertretung ethischer Aufgaben finden wir fast nur im Zentrum, aber gerade diese einseitige Betonung des ultramontanen Geistes empfinden alle Vertreter anderer religiöser und kultureller Richtung als eine Schädigung ihrer eigenen geistigen Interessen. Dem konfessionellen Geiste der Zentrumspartei müßte eine unkonfessionelle Partei des Modernismus gegenüberstehen: dann könnte ein gerechter Ausgleich der Kräfte stattfinden. Eine solche Partei gibt es aber nicht, und so gewinnt es den Anschein, als ob in Preußen und damit in ganz Deutschland eine rückläufige Strömung herrschte, die uns wieder ganz in die mittelalterliche Hörigkeit der Kirche treiben will. Denn, was von protestantisch-kirchlicher Seite in diesem Kampfe der Geister geschieht, läuft nicht Sturm gegen den reaktionären Zug, sondern läuft nebenher und verstärkt nur die Bewegung. Denn beide Konfessionen finden sich zusammen im Kampfe gegen das, was sie den Unglauben nennen. Wir brauchen einen festen Zusammenschluß aller derer, die sich zu diesem modernen „Unglauben“ bekennen, die loskommen wollen von ersterbenden Traditionen und von Lebensformen, denen nichts so sehr fehlt, als eben ein starkes Leben. Wir brauchen eine Vertretung des die ganze gebildete Welt der Gegenwart gleichermaßen beherrschenden positiven Denkens und Empfindens, das nur deshalb noch nicht zum Durchbruch und zu herrschendem Einfluß gelangen kann, weil die „Gesellschaft“ zu gleichgiltig und zu schlaff ist und zu sehr unter der geistigen Zucht der sog. „maßgebenden“ Kreise steht.

Aber es gibt schon viele einzelne, die sich in Büchern, Broschüren, Zeitschriften und Tageszeitungen aussprechen und für ihre neuen Gedanken werben. Diese einzelnen gilt es zusammenzuführen und dadurch den modernen Gedanken, die jetzt noch chaotisch durcheinander klingen, die Wirkung eines polyphonen Konzertes zu geben. „Ist eine geistige Bewegung nur erst im Gange, so wächst ihre Schnelligkeit und Wucht im Quadrat: es ist daher nur nötig anzufangen. Alles andere findet sich: In der idealen Welt wird nicht addiert, sondern multipliziert.“ Ebenso wahr wie diese Worte Paul de Lagardes sind, sind es auch seine weiteren: „Idealer Besitz ist einmal in seiner Entstehung stets unerkennbar, er haftet zweitens stets an Personen, und er pflanzt sich drittens nur fort in einer Lebensgemeinschaft.“ Uns fehlt noch dieser lebendige Verkehr mit den Führern der neuen Kultur und uns fehlt eine Lebensgemeinschaft, in der die neue Kultur sich zu fester Form entwickeln könnte.

Wir meinen aber, diese Mängel sind, wie alle Mängel im Menschenleben, keine Veranlassung zur Klage, sondern — eine Aufgabe. Wir müssen eben versuchen, eine Gemeinschaft aller Gleichgesinnten zu schaffen.

Zu diesem Zwecke reichen gedruckte Worte nicht aus. Wir müssen uns vielmehr unter den lebendigen Einfluß der Männer und Frauen stellen, die uns das Heute am lebhaftesten vertreten und das Morgen am anschaulichsten und am begehrenswertesten machen.


Unser Unglück ist, daß wir ohne eigenes Verschulden zu der formell zu Recht bestehenden religiösen Gesetzgebung und kirchlich politischen Moral in Gegensatz geraten sind, und daß wir kein Organ haben, diese alten uns zur Plage gewordenen Formen umzugestalten oder zu zerbrechen. Wir müssen aber versuchen, aus diesem unerträglichen Zustand herauszukommen.

Als ein Mittel dazu sollen uns sog. Kulturtage dienen, mit denen dieses Jahr in München und Berlin ein erster Versuch gewagt werden soll. In Berlin wird diese Veranstaltung auf den 24. und 26. März fallen. Dafür ist schon der große Saal der Philharmonie gewonnen.

Es wird abseits von den politischen Parteien und ihren Sonderprogrammen dort nur über ethische Probleme verhandelt werden.

Als Redner stehen zunächst in Aussicht: Prof. Wahrmund, Dr. Friedrich Steudel, Prof. Walther Schücking, Rechtsanwalt Lothar Schücking, Dr. Horneffer, Baron von Gleichen-Rußwurm, Prof. Ludwig Gurlitt.

Das fertige Programm wird rechtzeitig Verbreitung finden.

Wir bitten schon jetzt alle Gesinnungsgenossen, ihre Aufmerksamkeit auf diese Tagung zu richten, die als ein starkes Bekenntnis modernen Denkens und Hoffens nicht ungehört und nicht ohne starke Nachwirkung bleiben darf. Der Erfolg ist aber zum großen Teil bedingt durch eine starke Teilnahme des gebildeten Deutschland. Die Stunde ist uns günstig. Nutzen wir sie nicht, so haben wir kein Recht über den Rückgang unserer Ideale zu klagen: Aufgaben sind dazu da, gelöst zu werden. 



W. T. STEAD, LONDON. EIN VERSUCH, SPIRITISTISCHE IDEEN PRAKTISCH AUSZUNÜTZEN*).



EIT drei Monaten verwalte ich in der Norfolk Street zu London ein Amt, das als „Julias Bureau“ rasch in der Stadt bekannt wurde. Bei seiner Begründung schwebte mir der Gedanke vor, einen systematischen Experimentalversuch zu utnernehmen, ob ein Verkehr mit den Seelen unserer abgeschiedenen Freunde, die „im Jenseits“ weilen, möglich sei. Der Name „Julias Bureau“

*) Indem wir nachstehend einen Auszug aus dem in unserer englischen Ausgabe erschienenen Artikel von W. T. Stead bringen, wollen wir ausdrücklich darauf hinweisen, daß wir uns mit den Ansichten des Autors in keiner Weise identifizieren. Trotzdem schien uns der Umstand, daß ein Mann vom universalen Geiste W. T. Steads, in allen übrigen Fragen so durchaus mit dem klar praktischen Sinne des Engländers begabt, sich einer derartigen Idee zuwenden konnte, ein so überaus charakteristisches psychologisches Dokument, daß wir es als solches unseren deutschen Lesern vorlegen wollten.

Die Redaktion.

wurde von mir gewählt, da der Gedanke hierzu mir von einer verstorbenen Freundin Julia A. Ames suggeriert worden und diese heute noch durch Vermittlung von Medien die Geschäfte des Amtes leitet. Der Name Bureau andererseits schien durchaus passend, da es sich in der Tat um einen systematisch bureaumäßigen Betrieb handelt mit Archiven, Stenographen und Buchhaltern und allem, was zu einem geordneten Bureau gehört.

Eine dreimonatliche Erfahrung hat mir gezeigt, daß wir nichts Unmögliches unternehmen. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle ließ sich eine zweifellose, durch objektive Beweise durchaus erhärtete Verbindung zwischen den Personen, die sich an das Bureau gewandt, und ihren verstorbenen Freunden herstellen.

Im folgenden wollen wir einiges Charakteristische über die Vorgangsweise des Bureaus und seine Kräfte sagen.

Nehmen wir einen Mann, der seine Frau durch den Tod verlor und den leidenschaftlichen Wunsch hegt, über das Fortleben ihrer Seele Gewißheit zu erlangen; er wendet sich an den Sekretär des Bureaus Mourbray House, Norfolk Street, London. Unser Sekretär erwidert zunächst, daß der Bewerber die spiritistische Literatur studieren wolle, und gibt ihm diesbezüglich informierende Schriften an. Liest der Bewerber diese Bücher und verbleibt bei seiner Absicht, so wird ihm ein Formular unterbreitet, auf dem er sein Verlangen nochmals darstellen kann. Das so von ihm beschriebene Blatt wird jenen beiden Medien unterbreitet, die ich als „Julius Sekretäre“ betrachte. Durch ihre Vermittlung gibt Julia ihre Entscheidung kund, bzw. verfügt, ob dem Wunsche des Bewerbers stattzugeben sei, d. h., beide Medien schreiben, unabhängig voneinander, eine Reihe von Sätzen nieder, welche der Geist Julius ihnen diktiert. Bisher haben die Befehle, die direkt durch beide Medien vermittelt wurden, stets in allen wesentlichen Punkten übereingestimmt. Verneint Julia, so wird der Bewerber abgewiesen, bejaht sie, so hat der Bewerber ein neues Formular auszufüllen und darin anzugeben, welche Merkmale die ihm zu erteilende Botschaft haben müsse, damit er in ihr einen Beweis für das Fortleben des abgeschiedenen Freundes erblicke. Dieses Formular wird indes dem Bureau zunächst nicht eingehändigt, sondern vom Bewerber in einem Briefumschlage eingeschlossen, dieser versiegelt und von ihm selbst aufbewahrt. Um Irrtümer infolge telepathischen Einflusses auszuschließen, verpflichtet sich der Bewerber, gegen Ende der mit den Medien zu vereinbarenden Sitzung den Namen einer mit der ganzen Angelegenheit nicht zusammenhängenden Person so stark als möglich gedanklich zu erfassen, damit, wenn Telepathie wirklich im Spiele wäre, auch dieser Name in der Botschaft erscheinen müßte, was dann freilich ein Beweis wäre, daß es sich nur um telepathische Übertragung seiner eigenen Gedanken auf das Medium, nicht um eine unabhängige Äußerung des abgeschiedenen Freundes handle.

Der Bewerber begibt sich dann, von einem Stenographen des Bureaus begleitet, in die Wohnung eines der Medien, die vom Bureau nach eingehender Prüfung ihrer Fähigkeiten und ihrer Ehrbarkeit bestellt wurden. Hier gibt das Medium, vom Geiste des Verstorbenen beherrscht, dem Besucher auf alle seine Fragen Antwort, und diese Antworten werden vom Stenographen wörtlich festgehalten. Den Bewerbern wird dabei empfohlen, keine Hinweise an die Fragen zu knüpfen, die dem Medium etwa seine Antwort direkt suggerieren könnten; so passiv wie möglich zu bleiben; bloß zu erwidern, ob die Antworten des Mediums befriedigend seien oder nicht. Sobald

die Sitzung vorüber, wird der Bewerber zu einem andern Medium geführt, hierauf zu einem dritten; die Vorgangsweise ist stets die gleiche. Die Aufzeichnungen des Stenographen werden dann dem Bewerber unterbreitet, und dieser hat dazu im einzelnen anzugeben, inwiefern ihm die Angaben der Medien richtig, inwiefern sie ihm unrichtig erscheinen. Sämtliche Akten, zusammen mit dem oben erwähnten versiegelten Briefumschlage, werden dann an das Bureau vermittelt, das sie in seinen Archiven aufbewahrt und sich das Recht der Veröffentlichung vorbehält.

Was ist bis nun das Resultat der mehr denn hundert Versuche gewesen? — Die Mehrzahl der Bewerber wurde von Julia zu den Sitzungen zugelassen, und von diesen letzteren haben ungefähr 75% Botschaften erhalten, die ihnen seelische Befriedigung gewährten. In ungefähr 50% der Fälle haben die Bewerber erklärt, daß sie in zweifelsfreier Weise Botschaften von ihren abgeschiedenen Freunden erhalten hätten und daß sie das Bewußtsein besäßen, mit ihnen nun wieder im Verkehr zu stehen.

Darf ich an dieser Stelle einiges Theoretische einschalten? Es ist mir wohl bekannt, daß die Mehrheit der modernen Menschen an das Fortleben der Seelen nach dem Tode nicht zu glauben geneigt ist, und aus diesem Grunde dem von uns verwirklichten Gedanken skeptisch gegenüberstehen muß. An sie wollen wir die Bitte richten, es wenigstens als eine mögliche Hypothese anzusehen, daß ein Glaube, der von den größten Männern aller Zeiten seit Plato und Paulus bis zur Gegenwart geglaubt wurde, doch irgendwelche Grundlage besitze; daß es immerhin denk möglich sei, er wäre begründet. ... Wird dieses zugegeben, so stellt unmittelbar die Frage sich ein: Welche Tatsachen lassen sich als Beweis für die eine oder andere Behauptung anführen? Eben diesen Experimentalbeweis haben wir anzutreten versucht. Auf Grund der Tatsachen, wie sie von den Personen, die mit uns in Beziehung standen, bezeugt werden, wollen wir beurteilt werden.

Vielleicht soll ich auch einige Worte über die praktischen Möglichkeiten für die Zukunft unseres Bureaus sagen. ... Zunächst stehen wir den Notwendigkeiten der Geldbeschaffung gegenüber, zunächst bezahle ich sämtliche Ausgaben desselben, 5000 M. in diesem ersten Vierteljahre (Kosten der Bureau-einrichtung nicht mit eingerechnet), aus eigener Tasche. Das ergibt eine Jahresausgabe von 20 000 M., die ich dauernd zu bezahlen bereit bin. Was aber, wenn die Zahl unserer Bewerber wächst? Jeder Fall kostet uns mindestens 40 M. (Honorar der Medien, Stenographen, Postausgaben usw.), die Generalkosten des Bureaus nicht in Anschlag gebracht. Wenn sich fünf Personen pro Tag an uns wenden würden, so wäre damit eine Tagesausgabe von 200 M., somit ein Jahresdefizit von mehr als 60 000 M. verbunden, die ich schwer aus eigenen Mitteln aufbringen könnte. Andererseits haben wir es uns zur strikten Regel gemacht, keinerlei Honorare anzunehmen, einerseits, weil Julia selbst dies gewünscht, andererseits, um von der ganzen Angelegenheit das Odium eines finanziellen Interesses zu nehmen.

Ich hoffe indes, daß die Unterstützung Gleichdenkender mir Fortführung des Werkes trotzdem erleichtern werde. Wenn so viele Millionen alljährlich für das Begräbnis der toten Körper ausgegeben werden, müssen sich doch einige Tausende für den Versuch, das Rätsel der Unsterblichkeit zu ergründen, aufbringen lassen.

Eine andere, bedenklichere Frage ist die, ob sich immer brauchbare Medien werden finden lassen. Medien zählen, meiner Ansicht nach, zu den wichtigsten

Gliedern der Gesellschaft; sie sind gleich Sehenden in einer Welt von Blinden. Sie sollten gehegt und zum weiteren Ausharren ermuntert werden; statt dessen verhöhnt man sie oder wirft sie ins Gefängnis. Dadurch werden viele abgehalten, sich der Ausbildung dieser ihrer besonderen Fähigkeiten zu widmen. Trotz alledem hoffe ich, daß das wachsende Interesse an spiritistischen Versuchen manche Personen, welche die Fähigkeiten eines Mediums besitzen, zur Ausbildung derselben anregen werde, und daß auf die Art trotz alledem stets hinreichend viele und gute Medien zur Verfügung unseres Bureaus stehen werden.

Soll ich zum Schlusse noch einige Worte in persönlicher Sache führen? Vielen meiner Leser wird das hier behandelte Thema ein gänzlich neues sein; mögen sie verwundert die Augen reiben, ja mögen sie fragen, wieso denn gerade der Herausgeber der „Review of Reviews“, einer der verbreitetsten Zeitschriften der Erde, wieso ein Journalist und Geschäftsmann, mit all den Realitäten der Welt in steter Fühlung und alle seine praktischen Angelegenheiten ruhig weiterführend, die Möglichkeit einer Überbrückung des Todesstromes so ruhig ins Auge fassen könne, als handle es sich um einen Tunnel unter den englischen Kanal oder um die Durchstechung des Isthmus von Panama!

Würden alle, die so fragen, den Beweisen einen Blick schenken, die mir seit dreimonatiger Tätigkeit in Julius Bureau zur Verfügung stehen, all den bestätigten und zweifellosen Tatsachen, all den klaren Übereinstimmungen zwischen den Angaben der Medien und der von den Überlebenden solcher als bezeugter Wahrheit, dann würden sie klar erkennen, ein wie bedeutsames Problem hier zur Diskussion steht.



CHRONIK

FRAUENKULTUR. Allzulange wurde übersehen, daß in der steten Wechselwirkung beider Geschlechter es auch für den Mann nur scheinbaren Gewinn bringen konnte, wenn die Entwicklung der Frau zurückgehalten und gehemmt, die Kultur um die zahlreichen Werte geschmälert wird, die ein innerlich reicheres und freieres Frauengeschlecht ihr geben kann. Wenn tatsächlich in den Anfängen der Frauenbewegung die Bahn abseits vom Mann, weil abseits von der konventionellen Form des Hausfrauen-

daseins, führte, so ist doch nur eine Kurve beschrieben worden, die heute wieder zur Annäherung von Mann und Weib auf neuer Basis zurückführt. Begreiflich ist es, daß in den Anfängen der Frauenbewegung eine Auflehnung der Frau gegen den ausschließlichen Charakter als Geschlechtswesen stattfand und daß sie, um gegen das alte Extrem Front zu machen, vielleicht in das gegenteilige Extrem verfiel. Heute aber beginnt der Kampf der Geschlechter gegeneinander sich zum gemeinsamen Kampf beider gegen zerstörende und

hemmende Kräfte der Aufwärtsentwicklung zu wandeln; es darf nicht mehr heißen: Hie Mann, hie Weib, sondern: Hie Fortschritt, hie Reaktion. Jede höhere Kultur ist daher unlösbar verknüpft mit der Frauenkultur, d. h. mit neuen Entwicklungsstadien, in denen auch die Frau (nicht etwa nun umgekehrt die Frau allein) in all ihrer Eigenart zur vollen Geltung, zur vollen Entfaltung ihrer Fähigkeiten gelangt. Diesen Zielen dienen bedeutet den allgemeinen Fortschritt fördern. Soll aber jede Kraft an rechter Stelle stehen und ihre individuelle Veranlagung betätigen können, so bedarf es der vielseitigsten Befreiungs-, Aufklärungs- und Bildungsarbeit, es gilt in gleichem Maße die Bedeutung der Bildungsfrage wie der politischen Rechte, der Berufsfrage wie der vertiefteren und verantwortungsvolleren Mutterschaft, der Sozialreform wie der Reform des sexuellen Lebens zu erfassen und dabei nicht zu übersehen, welchen Anstoß Technik und Organisation unaufhaltsam den inneren Umwälzungen in Heim und Familie, im Pflichtenkreis des Einzelnen bringen. Der tiefe Zusammenhang der wirtschaftlichen Notwendigkeiten mit den geistigen Wandlungen und Forderungen eines Zeitalters ist nie aus dem Auge zu verlieren.

Dies sind die Gesichtspunkte, von denen aus es mir an der Zeit erschien, einen Sammelpunkt für die vielseitige Frauenkultur zu schaffen, ein Organ, das durch hohe Auflage und eine bei aller Gedicgenheit populäre Form des Erscheinens und des Vertriebes wirklich die breiten

Schichten von Frauen und Männern aufrütteln kann.

„Frauen-Fortschritt“*) ist das Blatt genannt, das allwöchentlich in 50 000 Exemplaren der Mission dienen soll, immer wieder zu zeigen, was die Frau schon heute in Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, Staat und Kommune, Sozialpolitik und Pädagogik bedeutet, und welche große Zukunftsziele noch zu erreichen sind. Das Blatt wird auf gänzlich vorurteilslosem, unabhängigem Standpunkt stehen, mag es sich um politische, religiöse, sexuelle oder künstlerische Fragen handeln. Männer und Frauen sollen darin zu beiden Geschlechtern sprechen, aber stets soll daran festgehalten werden, daß gerade durch den Fortschritt der Frau das, was heute noch „Sonderinteresse“ der Frau sein muß, allmählich zurücktritt, im Allgemeininteresse aufgeht. Im „Frauen-Fortschritt“ soll jeder ein Spiegelbild unserer Zeit finden, wie es die geistige und künstlerische Auffassung moderner, selbständig denkender Frauen zurückstrahlt, und es soll jedem daraus tönen, was die Frauen zu sagen haben, wenn sie sich über alle Gebiete der geistigen und künstlerischen Kultur unserer Tage äußern.

Verlag und Herausgeberin hoffen, daß allen, denen der Fortschritt auf irgendeinem Gebiete am Herzen liegt, dem Unternehmen ihre Unterstützung zuteil werden lassen.

Adele Schreiber, Berlin.

*) Alexander Duncker Verlag, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 91.